Uhland,
Walther von d.
Vogelweide

18

Geschenk von F. Kinz.

L. germ. 489
Uhland

V.
28. F. G.

Cruikshank

L a(b) 398

Walther von der Vogelweide,

ein

altdeutscher Dichter,

geschildert

von

Ludwig Uhland.

> Herr Walther von der Vogelweide,
> Wer des vergäße, thät' mir leide.
>
> Der Renner.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1822.

Bibliothek
der Philos. theol.

030 780314

Staatl. Bibliothek Passau

Vorrede.

Der Dichter, dessen Leben und Charakter darzustellen ich unternommen habe, schien mir vorzüglich geeignet, diejenige Richtung für das Erforschen der altdeutschen Poesie zu bezeichnen; welche, nach meinem Dafürhalten, noch mit besondrem Eifer zu verfolgen ist, wenn ein lebendiges und vollständiges Bild von dem dichterischen Treiben jenes Zeitalters hervortreten soll.

Neben den gründlichen Bemühungen, welche der Sprachkenntniß, als der ersten Bedingung des Verständnisses, zugewendet worden sind, hat vornehmlich die Erforschung des Gemeinsamen, des poetischen Gesammteigenthums in Sage, Bild und Wort, bedeutende Fortschritte gemacht. Mit weniger Liebe und Erfolg ist das Besondre behandelt worden, wie es aus der Eigenthümlichkeit von Zeit und Ort, aus der persönlichen Anlage und Neigung des Dichters, hervorgeht.

Beiderlei Richtungen sind aber gleich nothwendig. So wenig der allgemeine Zusammenhang aller Poesie zu mißkennen ist, eben so wenig kann die Schöpferkraft, die stets im Einzelnen Neues wirkt, geläugnet werden. Es giebt eine Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht; es giebt eine freie Dichtung begabter Geister. Beides muß die Geschichte der Poesie zu würdigen wissen.

Die sorgfältige Beachtung dieses Besondern darf am wenigsten versäumt werden, wenn in jene reichhaltigen Liedersammlungen aus dem deutschen Mittelalter, welche noch als verworrene Masse vor uns liegen, Licht und Ordnung kommen soll. Diese Sammlungen enthalten, bei allem Gemeinsamen in Form und Gegenstand der Dichtung, gleichwohl eine große Manigfaltigkeit von Dichtercharakteren, eigenthümlichen Verhältnissen und Stimmungen, persönlichen und geschichtlichen Beziehungen. Gerade diejenigen Lieder, welche sich mehr im Allgemeinen halten und darum auch am leichtesten verstanden werden, sind vorzugsweise bekannt geworden und mußten denn auch dieser ganzen Liederdichtung den Vorwurf der Eintönigkeit und Gedankenarmuth zuziehen. Diejenigen dagegen, deren Beziehungen eigenthümlicher und tiefer sind, blieben so ziemlich ihrem Schicksal überlassen.

Davon will ich hier nicht ausführlicher sprechen, wie die Zeitgeschichte überhaupt, das merkwürdige Zeitalter der Hohenstaufen, das uns Jahrbücher und Urkunden nur in politischer Starrheit darstellen, wie dieses erst die rechte Farbe und Lebenswärme gewinnt, wenn wir es in der Einbildungskraft und dem Gemüthe der Dichter abgespiegelt sehen.

Vom Thunersee bis zur Insel Rügen, vom adriatischen Meere bis nach Brabant ziehen sich die Straßen des altdeutschen Gesanges. Ueberall Fürstenhöfe und Ritterburgen, Städte und Klöster, wo Sänger und Sangesfreunde hausen oder herbergen. Es ließe sich eine reiche Landkarte des poetischen Deutschlands im Mittelalter entwerfen. Von keinem aber aus der Zahl dieser Sänger dürfte die Forschung zweckmäßiger ausgehen, als von Walther von der Vogelweide, der auf seinen vielfachen Wanderungen allwärts Berührungen anknüpft und dessen langes, liederreiches Leben einen für die Poesie so merkwürdigen Zeitraum umfaßt.

Wenn ich den Werth dieses Dichters hervorhebe, so berühre ich nicht etwas Neues und bisher Unbeachtetes. Von Bodmer (Proben d. alt. schwäb. Poes. rc. Zürich 1748. Vorber. S. 33 ff.) bis auf die neueste Zeit haben manche Literatoren die dichterische Kraft und die Vielsei-

tigkeit desselben, so wie seine Bedeutung für die Zeitgeschichte, mit mehr oder weniger tiefem Verständniß, erkannt und angerühmt *). Von Gleim (Gedichte nach Walth. v. d. Vogelw. 1779.) bis auf Tieck (Minnelieder ꝛc. Berl. 1803.) und Spätere ist manches seiner

---

*) Das Treffendste, was mir bekannt ist, hat über ihn ein Gelehrter gesprochen, dem man sonst die Ueberschätzung der Dichterwerke des Mittelalters nicht vorwirft, Bouterwek, in seiner Gesch d. Poes. u. Beredsamk., Bd. IX. S. 107 ff.: „Einer der vorzüglichsten unter diesen ersten und unter allen deutschen Minnesingern ist Walther von der Vogelweide aus einer adeligen Familie im Thurgau. — Aus seinen volltönenden, kräftigen und lieblichen Gesängen spricht ein wahrhaft lyrisches Genie. Selbst religiöse Gegenstände behandelt er glücklicher, als die meisten seiner Zeitgenossen. Auch war er reicher an Gedanken, als sie. Ihm schwebte, wie jedem großen Dichter, auch ohne philosophische Meditation, das Ganze des menschlichen Lebens vor. Gewöhnlich haben seine Darstellungen etwas Mahlerisches. Einige seiner Gesänge in langen Zeilen nähern sich dem metrischen Charakter des Sonetts. Einige nehmen einen hohen feierlichen Schwung; andere gehen den leichten, raschen Schritt des muntern Volksliedes; noch andere sind mit einer fast epigrammatischen Feinheit ausgeführt. Weinerliche Klage war nicht dieses Dichters Sache; aber im Preise der Frauen ist er unerschöpflich. Doch das poetische Verdienst des

Lieder durch Bearbeitung oder Uebertragung in die neuere Sprache den Zeitgenossen näher gerückt worden. Gleichwohl fehlt es noch an einer umfassenderen Darstellung seines Lebens und Wesens.

Man wird behaupten, durch eine kritische, mit den verschiedenen Lesarten und den nöthigen Erklärungen ausgestattete, das Unächte vom Aechten ausscheidende und den vielfach gestörten Rhythmus in seiner Reinheit herstellende Ausgabe seiner Lieder würde das Beste für den alten Dichter geschehen. Weit entfernt, das Verdienstliche und die Wichtigkeit eines solchen Unternehmens zu mißkennen **), bin ich doch der Meinung, daß nur dann jedes Einzelne sein rechtes und

„trefflichen Walthers von der Vogelweide ist einer „ausführlichen Analyse werth, zu der sich hier kein „Raum findet. Noch verdient sein Vaterlands„gefühl bemerkt zu werden. Einige seiner Ge„dichte haben das öffentliche Wohl Deutschlands zum „Gegenstande. Im Volkstone hat er das Lob des „deutschen Namens gesungen.“

**) Eine neue Ausgabe sämmtlicher Gedichte Walthers hat Köpke, der Herausgeber von Barlaam und Josaphat, zugesagt. S. Büschings Wöchentl. Nachrichten 2c. Bd. IV. 1819. S. 12. Vorarbeiten hat auch Lachmann, in seiner Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrh. Berl. 1820. S. 178—203., geliefert.

volles Licht erhalten könne, wenn erst der Geist und Zusammenhang des Ganzen gehörig erkannt ist. Für eine Ausgabe der Lieder aber würde nicht die Zusammenstellung nach der Zeitfolge, welche bei einem großen Theile derselben ohnehin nicht bestimmbar ist, oder nach der Verwandtschaft der Gegenstände, sondern vielmehr die Anordnung nach den Tönen die schicklichste seyn.

Weil übrigens der Dichter doch nur aus seinen Liedern vollständig begriffen wird und weil Walthers Lieder gerade die Hauptquelle sind, woraus wir über seine Lebensumstände Aufschluß erhalten, so habe ich überall die Gedichte selbst oder doch bezeichnende Stellen aus denselben in die Darstellung verwoben.

Die Form, in der ich diese Gedichte liefre, mußte durch den Zweck der ganzen Arbeit bestimmt werden. Sie mußten vor Allem verständlich seyn. Es war hier nicht sowohl um die sprachliche Beziehung, als um die Aufklärung über Schicksal und Charakter des Dichters zu thun. Darum wählte ich den Weg der Uebertragung aus der älteren Mund- und Schreibart in die neuere.

Nicht unbekannt ist mir, wie wenig dieses Verfahren bei gründlichen Kennern des deutschen Alterthums empfohlen ist. Es gehen dabei manche Feinheiten der alten Sprache verloren und nicht geringere Schwierig-

keit, als die gänzlich veralteten Formen und Worte, bieten häufig diejenigen dar, welche, noch jetzt gangbar, ihre Bedeutung mehr oder weniger verändert haben und dadurch zum blossen Scheinverständnisse verleiten können, wie solches besonders in Benecke's trefflichem Wörterbuche zum Wigalois gezeigt ist. Auf der andern Seite ist Manchen auch die leichteste Abweichung vom gegenwärtigen Sprachgebrauche unerträglich.

So wenig ich nun hoffen durfte, zwischen diesen Klippen ohne Anstoß hindurch zu schiffen, so konnte ich doch jene Behandlungsweise nicht umgehen. Die Gedichte selbst in die Darstellung aufzunehmen, war mir wesentlich; mit der alten Schreibart aufgenommen, würden sie aber umständliche, den lebendigen Zusammenhang allzu sehr störende Erläuterungen erfordert haben. Um jedoch überall die Vergleichung zu erleichtern, ist bei jedem ganz oder theilweise ausgehobenen Liede nachgewiesen, wo dasselbe in der Urschrift zu lesen sey.

Bei jener Uebertragung war es auch keineswegs auf eine Umarbeitung, am wenigsten auf anmaßliche Verschönerung, angelegt. Ueberall habe ich das Alterthümliche zu erhalten gesucht. Nur wenige, ganz veraltete Formen sind umgangen worden. Veraltete Worte habe

ich vorzüglich dann vermieden, wenn sie den Eindruck des Ganzen zu stören drohten. Andre, besonders solche, die sich zur Wiedereinführung empfehlen, habe ich lieber erklärt, als mit neueren vertauscht. Manchen Lesern mag noch jetzt Mehreres zu fremdartig lauten. Es gehört jedoch keine sehr große Entäusserung dazu, hin und wider einmal Arebeit, Gelaube, Pabest, unde, sicherlichen, meh, sach rc. statt Arbeit, Glaube, Pabst, und, sicherlich, mehr, sah rc. zu lesen oder auch einige unvollständige Reime zu dulden, z. B. schöne auf Krone, die sich aber in der alten Sprache vollkommen ausgleichen.

Absichtlich wurden meist solche Stücke ausgehoben, welche an sich leichter verständlich sind, was glücklicher Weise gerade bei den besten größtentheils der Fall ist. Von andern sind Auszüge oder auch nur eine kurze Andeutung ihres Inhalts gegeben. Dabei darf ich nicht verhehlen, daß einige Stücke, auch nach Einsicht der verschiedenen Handschriften, mir noch räthselhaft geblieben sind. Die beigefügten Wort- und Sacherklärungen habe ich meist nur auf das Nöthigste beschränkt und mein Augenmerk darauf gerichtet, daß jedes Gedicht, so viel möglich, schon durch den Zusammenhang in den es gestellt ist, seine Erläuterung erhalte.

Im Verlaufe meiner Darstellung mußte ich auf

Verschiedenes stossen, was noch sehr einer genaueren Untersuchung bedarf, wie z. B. der Krieg zu Wartburg, Nithart ꝛc. Aber eben weil diesen Gegenständen noch eigene, weitgreifende Forschung gewidmet werden muß, habe ich mich auf dieselben nur so weit eingelassen, als sie den meinigen unmittelbar berühren. Man wird sich ihnen noch von mehreren Seiten nähern müssen, bevor man sich ihrer völlig bemächtigt.

Hauptquellen, die ich benützt habe, sind:

1) Die Manessische Sammlung, nach Bodmers Ausgabe, welche im I. Thl. von S. 101—142. den reichsten Schatz von Gedichten Walthers enthält. Sie ist im Folgenden durch Man. bezeichnet und, weil sie am meisten zugänglich ist, auch da angeführt, wo Lesarten aus andern Handschriften gewählt wurden.

2) Die Weingartner Handschrift von Minnesängern, (mit W. Hds. von mir bezeichnet,) wahrscheinlich älter als die Manessische, jetzt in der Königl. Privatbibliothek zu Stuttgart befindlich. Sie enthält von S. 140—170. 112 Strophen unsres Dichters.

3) Die Pfälzer Handschrift Nr. 357. (Pf. Hds. 357.), aus dem Vatikan nach Heidelberg zurückgebracht. Von Bl. 5 b. bis 13 b. giebt sie unter Walthers Namen 151 Strophen. Weiterhin, von

Bl. 40. an, folgt, von andrer Hand geschrieben, noch mehreres diesem Dichter Angehörige.

4) Die Pfälzer Handschrift Nr. 350. (Pf. Hds. 350.), mit 18 Strophen.

Vermißt habe ich vorzüglich die Würzburger Liederhandschrift, jetzt zu Landshut, und die (verschollene?) Kolmarer, in welchen gleichfalls Gedichte von Walther enthalten sind.

Gegenwärtiger Versuch ist eine Vorarbeit zu einer größeren Darstellung in diesem Fache. Um so erwünschter wird mir seyn, was dazu beiträgt, den Gegenstand desselben vollständiger aufzuklären.

Walther von der Vogelweide.

Erster Abschnitt.

Einleitung. Des Dichters Herkunft. Die Sänger des Thurgaus. Friedrich von Oesterreich. Des Dichters Jugend.

Walther von der Vogelweide ist einer von den Meistern deutschen Gesangs, die einst, wie die Sage meldet, auf der Wartburg wettgesungen. Ebenso ist er Einer der Zwölfe, von denen spät noch die Singschule gefabelt, daß sie in den Tagen Otto's des Grossen gleichzeitig und doch Keiner vom Andern wissend, gleichsam durch göttliche Schickung, die edle Singkunst erfunden und gestiftet haben.

Wenn Einige, die auf ähnliche Weise mit ihm genannt werden, im Halbdunkel solcher Ueberlieferung zurückgeblieben sind und höchstens durch Vermuthung mit noch vorhandenen Dichterwerken in Verbindung gesetzt werden können, so ist dagegen kaum einer von den Dichtern des Mittelalters so mit seinem eigensten Leben in unsre Zeit herüber getreten, als eben dieser Walther von der Vogelweide.

Nicht als ob die Geschichte seinen Wandel auf Erden in ihre Jahrbücher aufgenommen hätte oder als ob alte Urkunden von seinen Handlungen Zeugniß gäben, wie dieß bei andern seiner Kunstgenossen der Fall ist: seine zahlreichen Lieder sind es, die sein Andenken, und mehr als dieß, ein klares Bild seines äußern und innern Lebens, auf uns gebracht haben.

Er hat nicht seine Persönlichkeit in der alten Heldensage des deutschen Volkes untergehen lassen, noch hat er seine Kunst den Ritter- und Zaubermähren vom heiligen Gral, von der Tafelrunde u. s. w. zugewendet, sondern er hat die Gegenwart ergriffen. Und hiebei hat er wieder nicht blos den Mai und die Minne gesungen, vielmehr ist er gerade der vielseitigste und umfassendste unsrer älteren Liederdichter, er behandelt die verschiedensten Richtungen und Zustände der menschlichen Seele, er betrachtet die Welt, er spiegelt in seinem besondern Leben das öffentliche, er knüpft seine eigenen Schicksale, wenn auch in sehr untergeordnetem Verhältniß, an die wichtigsten Personen und Ereignisse seiner Zeit.

Diese Zeit war eine bedeutende, vielfach und stürmisch bewegte. Die Verwirrung des Reichs nach dem Tode Heinrichs VI., der verderbliche Streit der Gegenkönige Philipp und Otto, Friedrichs II. heranwachsende Größe, dessen Kämpfe gegen die päbstliche Allmacht, der Kreuzzüge wogendes Gedräng!

Unscheinbar allerdings ist das Auftreten unsres Dichters auf der Bühne dieser Weltbegebenheiten. Schon

darüber könnten wir verlegen seyn, wie wir ihn zuerst in die Welt einführen, denn sein Ursprung ist bis jetzt nicht mit Sicherheit erhoben.

Im obern Thurgau stand, nach Stumpf's Schweizerchronik, ein altes Schloß: Vogelweide. Im benachbarten Sankt Gallen hat das patrizische Geschlecht der Vogelweider geblüht. Mit diesem Geschlecht und jenem Schlosse wird Walther von der Vogelweide in Beziehung gesetzt 1).

In keinem deutschen Lande finden wir auch die rit-

1) Stumpf, der gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts schrieb, erwähnt im 5. Buche seiner Chronik eines Sankt Gallischen Bürgers, Hans Vogelweider, und fügt das Wappen dieser Vogelweider bei. Hierauf folgt in der, vierzig Jahre nach des Verfassers Tod erschienenen Ausgabe von 1606 (Bl. 373 b.) nachstehender Beisatz, welcher in der ersten Ausgabe von 1548 (II. Bl. 31 b) noch nicht befindlich ist: „Sonst „ist Vogelweide ein alt Schloß geweßt im oberen „Turgow gelegen: davon berümpte Leut kommen, an „der Herzogen in Schwaben Hof bekannt. Walther „v. d. Vogelweid war ein frommer biderber, nothaffter „Ritter, an Keysers Philippi Hof: wie sölchs bezeu„get sein selbst eigen Lied in einem uralten Buch (sicherlich die Maness. Handschr.) under Keyser Hein„rich und König Cunraden dem jungen geschrieben: „darinnen auch sein Wappen abgemalet, hat aber nichts „mit diesem geleichs." Dieses ist ohne Zweifel die Hauptstelle, nach welcher Bodmer und nachher viele Andre den Ursprung des Dichters in das obere Thurgau setzen.

terlichen Sänger so gedrängt beisammen, als in jenen nachbarlichen Gebirgsthälern, die von der Thur, der Sitter, der Steinach durchrauscht werden, und dort, wo der Rhein dem Bodensee zueilt. Der Truchseß von Singenberg, der Schenk Kunrad von Landegg, Göli, Graf Kraft von Toggenburg, Heinrich und Eberhard von Sax, Friedrich von Husen, Kunrad von Altstetten, Walther von Klingen, Heinrich von Frauenberg, Wernher von Tüfen, Heinrich von Rugge, der von Wengen, der Hardegger, der Taler, Rudolf von Ems u. A. m., von denen allen noch Lieder vorhanden sind, gehören theils mit Gewißheit, theils mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit, jener Gegend an 2).

---

2) Von Singenberg, Landegg und Göli wird weiterhin die Rede seyn. Kraft von Toggenburg ist in der Geschichte dortiger Gegend hinlänglich bekannt. Die von Sax, ein ausgestorbenes Geschlecht im Rheinthal, nach welchem noch die Landschaft genannt wird. Ueber die Geschlechter von Husen und von Thal s. v. Arx (Geschichte des Kantons St. Gallen, 2 Bde. St. Gallen 1810. 11.) I. 495. 498. Unter den Dienstleuten des Gotteshauses St. Gallen um 1300 zählt ein altes Verzeichniß: die von Altstetten, von Hardegg, von Husen, auf. Ebd. I. 482. Der Minnesänger Friedrich von Husen, ein Kreuzfahrer, bezeichnet sich selbst als um den Rhein einheimisch. Man. I. 92 b. 94 a. (Im Elsaß sucht ihn Oberlin, De poet. Alsat. erot. p. 10.)

Mitten in jenen sangreichen Gauen lag das Stift Sankt Gallen, von dem der Anbau der Gegend und die Bildung ihrer Bewohner ausgegangen. Die dortigen Klosterbrüder waren im 9. und 10. Jahrhundert gepriesene Tonkünstler. Ihre geistlichen Lieder, wozu sie selbst die Singweise setzten, giengen in den allgemeinen Kirchengesang über. Eben so frühe wurde zu St. Gallen in deutscher Sprache gedichtet, und hinwieder das deutsche Heldenlied (Walther und Hiltegund) in lateinische Verse übertragen. Namentlich aber waren diese Mönche beschäftigt, die Söhne des benachbarten Adels überhaupt sowohl, als insbesondre in der Tonkunst, zu unterrichten 3). Und eben in diesen Verhält-

---

Ein Walther von Klingen kömmt um 1271 urkundlich vor, Arx I. 395. (nach Docen, Mus. I. 144. schon 1251.) ein *H.* (Heinricus) miles de *Frouunberch* 1257. Ebd. I. 544. ein Cuno miles de *Tüfin.* 1279. Ebd. I. 506. Die Ruggen erscheinen noch um die Mitte des 15. Jahrh. als St. Gallische Junker. Ebd. II. 296. Der von Wengen richtet ein Lied an die Thurgäuer. Man. II. 99a. — Anziehend und anschaulich hat v. Laßberg in der Zueignung des 1. Bands seines Liedersaals (1820.) an die Sänger dortiger Gegend erinnert.

3) Alles Obige hat v. Arx in seinem äußerst lehrreichen Geschichtwerke umständlich ausgeführt und belegt. Von dem Mönche Tutilo (st. 912.) sagt *Ekkehard. Jun.* de casib. monast. St. Galli Cap. III: „filios nobilium „in loco ab Abbate destinato fidibus edocuit."

nissen mochten Keime liegen, welche nachher im ritterlichen Gesang zur Blüthe gekommen sind.

Der von Singenberg war des Abtes zu St. Gallen Truchseß, der von Landegg dessen Schenk, Göli (jedoch nur muthmaßlich) dessen Kämmerer, und also sehen wir diesen fürstlichen Abt von einem singenden Hofstaat umgeben. Auch die andern adelichen Geschlechter, aus denen zuvor eine Reihe von Minnesängern namhaft gemacht wurde, sind größtentheils als Lehens- und Dienstleute des Klosters bekannt 4). Selbst das meldet Hugo von Trimberg in seinem Renner (um 1300), daß ein Abt von St. Gallen schöne Taglieder gesungen, d. h. Lieder, in welchen der Wächter verstohlene Minne warnt, daß sie nicht vom Tageslicht überrascht werde.

Unsern Dichter von da ausgehen zu lassen, wo der Gesang so heimisch war, wo vielleicht der eigentliche Quell der schwäbischen Liederkunst zu suchen ist, hat an sich etwas Gefälliges. Auch darf nicht un-

---

4) Ueber die St. Gallischen Erbämter s. Arx I. 320. Konrad, Schenk von Landegg, kömmt von 1281 (oder schon 1271, I. 528.) bis 1304 in den Urkunden vor. Ebd. I. 476. Die Kämmerer hießen: Giele. „Rudolf Gielo noster Camerarius.“ Ebd. I. 320. Vgl. Mus. I. 162. Der Dichter Göli (Man. II. 57 a.) singt:

Bei dem Rheine grünen Werde und Auen.

Ueber die andern Geschlechter s. Anm. 2.

beachtet bleiben, daß jener St. Gallische Truchseß von Singenberg sich besonders viel mit Walthern zu schaffen macht. Er rühmt denselben als Sangesmeister, betrauert dessen Tod, ahmt seine Lieder nach, und wir finden auf diese Weise im Thurgau wenigstens einen Widerhall von Walthers Gesange.

Gleichwohl bleibt der Ursprung des Dichters in jener Gegend noch immer zweifelhaft. Das vormalige Daseyn einer Burg Vogelweide scheint lediglich auf der Angabe der vorgenannten Chronik zu beruhen, und die Urkunden des Stiftes St. Gallen, welche nicht leicht einen Weiler, einen Thurm der Umgegend unberührt lassen, enthalten, so viel man bis jetzt weiß, keine Spur von dem fraglichen Stammschloß 5). Das aus-

5) Die oftangeführte Geschichte des Kantons St. Gallen giebt eine umständliche geschichtliche Ortsbeschreibung dortiger Gegend, auf die reichhaltigen, in hohes Alterthum hinaufreichenden Urkundensammlungen des St. Gallischen Archivs gegründet. Nirgends aber erwähnt sie einer Burg Vogelweide. Um desto sichrer zu gehen, habe ich an Herrn v. Arx selbst mich schriftlich gewendet und von ihm die Bestätigung erhalten, daß ihm von einem Schlosse dieses Namens nie eine Meldung aufgestoßen sey. Möglich wäre eine Verwechslung mit Vögelinsberg oder Vögelisech. In dem St. Gallischen Jahrszeitenbuche (*Goldast*, Script. Rer. Alem. Tom. I.), das 1272 geschrieben wurde, kömmt ein Ruodolfus *dispensator* de *Voegillinsberc* vor. Notker III., Vorsteher der

gestorbene St. Gallische Geschlecht der Vogelweider kömmt erst im 15. Jahrhundert unter denjenigen vor, welche als Gerichtsherrn den Junkertitel führen konnten, und es mag seinen Namen eher von einer Bedienung, als von einer Burg, entnommen haben 6). Rühmliche

der St. Gallischen Klosterschulen, gest. 1022, hatte bei Speicher, in der Gegend, wo jetzt das weitausschauende Vögelisek steht, ein Gehege (vivarium), worin er Wild und seltene Vögel, die er am meisten liebte, verwahren und füttern ließ. Es ist vermuthet worden, daß hier die Heimath des Geschlechtes v. d. Vogelweide zu suchen sey, welcher Name im Munde des Volks in Vögelisek umgewandelt worden seyn möchte. Man überzeugt sich leicht, wie sehr es hiebei an einem sichern Halt gebreche.

6) Ueber die St. Gallischen Vogelweider s. Arx II. 196. Leu, Allgem. Helvet. Lexicon Thl. 18. S. 676. Sie kommen zuerst 1430 vor. Das Schreiben des Herrn v. Arx besagt darüber Folgendes:
„Ich bezweifle es sehr, ob Walther Vogelweider von „St. Gallen her sey. Denn nie kömmt dieses Ge„schlecht in ältern Zeiten, sondern erst im 15. Jahrh. „da vor, wo von allen Orten her Leute sich in St. „Gallen ansiedelten, oder wieder abzogen. Mir „scheint Vogelweider eher eine Bedienung aus„gedrückt zu haben, und von dieser in einen Ge„schlechtsnamen übergegangen zu seyn. Nämlich so „wie Kuchimeister einen Proviantmeister, und „Füller (impletor), Spiser, andre Verrichtungen „anzeigten, und nachhin zu (St. Gallischen) Fami„liengeschlechtern wurden, so war Vogelweider

Erwähnung des Dichters aber und vertraute Bekanntschaft mit seinen Liedern findet sich nicht blos bei dem Truchseß von Singenberg, sondern auch bei andern gleichzeitigen und spätern Sängern, welche nicht dem Thurgau angehören.

Ein Meistergesang über die zwölf Stifter der Kunst nennt Walthern einen Landherrn aus Böhmen 7). Anderwärts wird er dem sächsischen Adelsgeschlechte von der Heide beigezählt 8). Beides ohne ersichtlichen

---

„ohne Zweifel ein Mann, der sich mit dem Fan„gen, Füttern, Abrichten der Vögel eines Gro„ßen abzugeben hatte, denn Fogilweida hieß eben „das, was Aviarium, *Glossar sec.* 10 *in. ab Ekhart*, und ohne solches Vogelbehältniß und einen „Wärter desselben konnte der Falkenjagd wegen und „des Finkenfangs kein Fürst oder Graf seyn. Es „mußte darum aller Orte Vogelweider geben." Im Würtembergischen ist der Name Vogelwaid nicht selten.

7) Bei Wagenseil, Von der Meistersänger holdsel. Kunst, S. 506:

Der Fünft Herr Walter hieß,
War ein Landherr aus Böhmen gewiß [?]
Von der Vogelweid ꝛc.

In einem andern Meisterliede (Görres, Altt. Volks- und Meisterlieder ꝛc. Frankf. 1817. S. 224.) heißt er: Herr Walther von der Wid, der Ziervogel. (Vgl. Man. II. 2 b.)

8) S. König, Genealog. Adelshistorie ꝛc. Thl. II. S. 543.

Grund. Neuerlich ist seine Geburtsstätte in Würzburg gesucht worden, wo er begraben liegt und wo vormals ein Hof „zu der Vogelweide" genannt war 9). Und nach Allem bleibt noch die Frage übrig: ob nicht der Name ein dichterisch angenommener oder umgewandelter sey? wovon man auch sonst in jener Zeit Beispiele findet.

Die Sprache von Walthers Gedichten leitet auf keine nähere Spur seiner Herkunft, da sie in der weit verbreiteten oberdeutschen Mundart verfaßt sind, in welcher die meisten Dichter des 13. Jahrhunderts gesungen haben.

Der Dichter selbst, dessen Ausspruch entscheiden würde, gedenkt nur einmal des Landes, wo er geboren ist, aber ohne es zu benennen. Er hat, als er in späteren Jahren dorthin zurückgekommen, Alles fremd gefunden, was ihm einst kundig war, wie eine Hand der andern, das Feld angebaut, den Wald verhauen und nur das Wasser noch fließend, wie es weiland floß. (Man. I. 141 b. f.) Auch sonst ist in seinen Liedern nirgends eine Beziehung auf die Gegend des Thurgaus, ob er gleich von den Orten seines Aufenthalts und von seinen Wanderungen vielfältig Rechenschaft giebt. Die erste bestimmtere Ortsbezeichnung ist es, wenn er meldet:

Zu Oesterreich lernte ich singen und sagen.

(Ebd. I. 132 a.)

---

9) Oberthür, Die Minne- und Meistersänger aus Franken ꝛc. Würzb. 1818. S. 30.

Aus diesen Worten ist übrigens noch keinesweges zu schließen, daß er auch in Oesterreich geboren sey, eher das Gegentheil; denn sie bezeichnen gerade nur das Land seiner Bildung zur Kunst. In Oesterreich, wo die Kunst des Gesanges unter den Fürsten aus babenbergischem Stamme so schön gepflegt wurde, konnten die Lehrlinge derselben gute Schule finden. Auch Reinmar von Zweter, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts dichtete, berichtet von sich:

Von Rheine, so bin ich geboren,
In Oesterreiche erwachsen. (Man. II. 145 b.)

Nach allen Anzeigen war Walther von adelicher Abkunft. Mit dem Titel: Herr, dem Zeichen ritterbürtigen Standes, redet er selbst sich an, und so wird er auch von Zeitgenossen benannt. Spätere nennen ihn Ritter 10). Daß er ein Reichslehen erhalten hat, werden wir nachher sehen.

Dem Bilde, welches sich in der Weingartner Handschrift vor seinen Liedern befindet, ist weder Helm

10) So wird er genannt im Leben der h. Elisabeth (*Mencken.* Script. Rer. Germ. T. II.) und in dem Meisterliede bei Görres S. 224. In der Nachricht, welche die Würzb. Handschr. von seiner Grabstätte giebt, heißt er Miles. Doch ist es zweifelhaft, ob er die Ritterwürde selbst erlangt habe, indem er sich in einem seiner Gedichte mit den Rittern in Gegensatz zu stellen scheint. (Man. I. 142 a:
„Daran gedenket, Ritter, es ist euer Ding ꝛc.“)

noch Schild beigegeben. Nur das Schwerdt ist seitwärts angelehnt. In der Manessischen Handschrift sind Helm und Schild hinzugekommen; das Wappenzeichen auf beiden ist ein Falke oder andrer Jagdvogel im Käfig, also gänzlich verschieden von dem bei Stumpf abgezeichneten Wappen der Vogelweider, welches drei Sterne enthält.

Ansehnlich muß das adeliche Geschlecht des Dichters in keinem Falle gewesen seyn. Er sagt einmal: „Wie nieder ich sey, so bin ich doch der Werthen einer." (Man. I. 122. b). Ueber seine Armuth klagt er öfters, und eben sie mag ihn bewogen haben, aus der Kunst des Gesanges, die von Andern aus freier Lust geübt ward, ein Gewerbe zu machen.

„Zu Oesterreich lernte ich singen und sagen."

Mit diesen Worten des Dichters treten wir zuerst aus dem Gebiete der Fabel und der Vermuthung auf einen festeren Boden. Doch müssen wir häufig diesen wieder verlassen und uns darauf beschränken, einzelne sichere Punkte zu bezeichnen, welchen wir dann dasjenige, was den Stempel von Ort und Zeit weniger bestimmt an sich trägt, nach Wahrscheinlichkeit und nach Verwandtschaft der Gegenstände anreihen. Wo sich der Faden der Geschichte verliert, da giebt das innere Leben des Dichters Stoff genug, die Lücke auszufüllen.

Es lassen sich zweierlei Zeiträume bestimmt unterscheiden, in welchen der Dichter am Hofe der Fürsten von Oesterreich aus babenbergischem Stamme gelebt

hat. Er befand sich dort unter Friedrich, von den Spätern der Katholische genannt, der von 1193 bis 1198 am Herzogthume war, und kam dorthin zurück unter Leopold VII., dem Glorreichen, vor dem Jahre 1217.

Diese beiden Fürsten waren Söhne Leopolds VI, des Tugendreichen, Herzogs von Oesterreich und Steier, der zu Anfang des Jahres 1193 gestorben war. Friedrich, der ältere Sohn, ließ sich 1195 mit dem Kreuze zeichnen, reiste 1197 nach Palästina ab und starb 1198 auf der Kreuzfahrt 11)

Mit ihm muß dem Dichter Vieles zu Grabe gegangen seyn. In einem geraume Zeit nachher gedichteten Liede rechnet er den Anfang seines unsteten und mühseligen Lebens eben von dem Tode Friedrichs an. Lebendig genug schildert er in demselben Liede seine Trauer um den fürstlichen Gönner: „Da Friedrich aus „Oesterreich also warb, daß er an der Seele genas und „ihm der Leib erstarb, da drückt ich meine Kraniche „(Schnabelschuhe) tief in die Erde, da gieng ich schlei„chend, wie ein Pfau, das Haupt hängt' ich nieder „bis auf meine Knice."

Zwar fällt in Walthers Zeit noch ein andrer Friedrich von Oesterreich, Friedrich der Streitbare, des Obigen Neffe, der 1230 seinem Vater, Leopold VII,

---

11) Chron. Claustro-Neoburg. (ap. *Pez*, Script. Rer. Austr. T. I.) ad ann. 1195. 97. 98.

nachfolgte und 1246 in der Ungarnschlacht an der Leitta umkam. Es sind aber hinreichende Gründe vorhanden, das angeführte Gedicht nicht auf den Neffen, sondern auf den Oheim, zu beziehen. Das Genesen an der Seele bei dem Ersterben des Leibes ist bezeichnend für den Tod auf der Kreuzfahrt, welchen der Dichter auch sonst für einen segenreichen erklärt. Und wenn wir auch annehmen wollten, daß Walther, der, wie sich zeigen wird, schon 1198 in sehr männlichem Geiste gedichtet, noch um 1246 gelebt und gesungen habe, so wird doch aus dem natürlichen Zusammenhange, worin jenes Lied späterhin erscheint, sich ergeben, daß solches in den ersteren Jahren der Regierung Kaiser Friedrichs II., also gar lange vor dem Tode Friedrichs des Streitbaren, entstanden sey.

Wenn uns gleich der Dichter, ausser dem Wenigen, was angeführt wurde, von den Schicksalen seiner früheren Lebenszeit keine bestimmtere Nachricht giebt, so ist uns doch, bevor wir ihm weiter folgen, ein verweilender Blick in seine Jugend gestattet. Er zeigt uns den Zeitraum, worein solche gefallen, im Widerscheine seiner späteren Lieder.

„Hievor war die Welt so schön!" ruft er klagend aus. Inniglich thut es ihm wehe, wenn er gedenkt, wie man weiland in der Welt gelebt. O weh! daß er nicht vergessen kann, wie recht froh die Leute waren. Soll das nimmermehr geschehen, so kränket ihn, daß er's je gesehen. Jetzt trauern selbst die Jungen,

die

die doch vor Freude sollten in den Lüften schweben. (I. 129 a. 140 b. 114 b.)

Dieses unfrohe Wesen rügt er an mehreren Stellen. Es gilt ihm, wie andern Dichtern der Zeit, für ein sittliches Gebrechen, so wie umgekehrt die Freude für eine Tugend. „Niemand — sagt er — taugt ohne Freude.“ (I. 110 b.) Und allerdings ist es nicht selten die sittliche Beschaffenheit des Gemüths, hier des wohlgeordneten, dort des in sich zerfallenen, woraus Frohsinn oder Mißmuth entspringen.

Ob Walther, ausser dem Unterricht in der Kunst des Gesanges, irgend einer Art von gelehrter Bildung genossen, ist nicht ersichtlich. Einige Hinweisungen auf Stellen der Schrift und zwei lateinische Segenssprüche, die er scherzhaft anbringt, können nichts entscheiden. Von den Helden, welche dazumal in romantischen Gedichten verherrlicht wurden, kömmt bei ihm blos Alexander vor 12). Richard Löwenherz und Saladin, deren er erwähnt, waren durch nahe Ueberlieferung noch in frischem Angedenken. Nirgends eine sichre Spur, ob er des Lesens und Schreibens kundig war. Das Leben hat ihn erzogen, er hat

---

12) Auf die deutsche Heldensage findet sich nirgends eine Beziehung, man müßte es denn für eine Anspielung auf Walther und Hiltegund ansehen, wenn auch er, der Sänger Walther, seine Geliebte Hiltegund nennt. (I. 136 b.)

gelernt, was er mit Augen sah, das Treiben der Menschen, die Ereignisse der Zeit waren seine Wissenschaft.

Manches Lied, das über seine Lebensgeschichte vollständigeres Licht verbreiten könnte, mag verloren gegangen seyn. In denjenigen, die auf uns gekommen sind, erscheint er als ein Mann von gereiftem Alter, und in mehreren zeigt er sich am Ziel seiner Tage. Seine Gedichte tragen im Allgemeinen das Gepräge der Welterfahrenheit, des Ernstes, der Betrachtung. Bis zur eigenen Qual fühlt er sich zum Nachdenken hingezogen, und er spricht das bedeutsame Wort:

Liessen mich Gedanken frei,
So wüßte ich nicht um Ungemach. (I. 114 a.)

Er stellt sich uns in einem seiner Lieder dar, auf einem Steine sitzend, Bein über Bein geschlagen, den Ellenbogen darauf gestützt, Kinn und Wange in die Hand geschmiegt, und so über die Welt nachdenkend. Damit bezeichnet er treffend das Wesen seiner Dichtung, und sinnreich ist er in zwei Handschriften vor seinen Liedern in dieser Stellung abgebildet.

Zweiter Abschnitt.

Philipp von Schwaben. Deutschlands Zwiespalt und Zerfall. Walther als Vaterlandsdichter.

Das Jahr 1198, in welchem der Dichter seinen fürstlichen Gönner in Oesterreich verlor, war auch ein Wendepunkt in der Geschichte der Zeit. In diesem Jahre wich der Friede, der in den letztern Jahren Kaiser Friedrichs I. und während der Regierung Heinrichs VI. in Deutschland geherrscht hatte, den langwierigen und verderblichen Kämpfen der Gegenkönige.

Heinrich VI. war im Herbst 1197 zu Messina gestorben, sein dreijähriger Sohn Friedrich blieb, unter Vormundschaft des Pabstes, als König in Sicilien. Die deutschen Fürsten hatten ihn noch bei Lebzeiten seines Vaters als Nachfolger auf dem deutschen Throne anerkannt. Aber Innocenz III., der kurz nach des Kaisers Hintritt, im kräftigsten Alter, zum Oberhaupt der Kirche gewählt worden, wollte nicht wieder die Vereinigung der deutschen Krone mit der sicilischen dulden. Er

fand diese Vereinigung gefährlich für die Kirche, und erklärte: da Friedrich noch nicht getauft gewesen, als man ihn zum römischen König erwählt, so brauche man sich hieran nicht zu kehren. Den Deutschen war nicht mit einem Kinde geholfen. In den sechsten Monat war das Reich verwaist.

Philipp von Schwaben, des verstorbenen Heinrichs Bruder, hatte anfangs versucht, seinem unmündigen Neffen die Thronfolge zu erhalten, bald richtete er selbst sein Absehen auf die Krone. Auch diesem Hohenstaufen arbeitete der Pabst entgegen. Mit Berthold von Zähringen und Bernhard von Sachsen wurde von den Fürsten um das Reich unterhandelt. Nachher ordneten der Erzbischof von Köln und andre, mehrentheils geistliche Fürsten, von päbstlichem Einfluß geleitet, eine Gesandtschaft an Otto von Braunschweig ab, um ihn zum Throne zu berufen. Die Reichskleinode, auf deren Besitz man damals großen Werth legte, waren in Philipps Händen.

Schon früher war ein falsches Gerücht von Kaiser Heinrichs Tode das Zeichen zu allgemeiner Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung gewesen. Jetzt, nach des Kaisers wirklichem Hintritt, erreichte die Verwirrung den höchsten Grad. „Als ich aus Tuscien nach Deutsch„land zurückgekommen — schreibt Philipp an Inno„cenz III. 13) — fand ich das ganze Land in nicht ge-

13) Registr. Innocent. III. ep. 136. p. 147.

„ringerer Verwirrung, als irgend das Meer von allen „Winden zerwühlt werden könnte."

Die ersten Lieder unsres Dichters, denen wir den Zeitpunkt ihrer Entstehung bestimmter nachweisen können, beziehen sich auf diese Ereignisse. Ernstes Nachdenken über die Zerrüttung des Vaterlands, Anklage des Pabstes, dessen Umtriebe den Zwiespalt herbeigeführt, Aufruf an Philipp, der Verwirrung ein Ende zu machen.

Ich saß auf einem Steine, 14)
Da deckte ich Bein mit Beine,
Darauf setzte ich den Ellenbogen,
Ich hatte in meine Hand geschmogen
Das Kinn und eine Wange;
Da dachte ich mir viel bange,
Wie man zur Welte sollte leben.
Keinen Rath konnte ich mir geben,
Wie man drei Ding' erwürbe,
Der keines nicht verdürbe:
Die zwei sind Ehre und fahrend Gut,
Der jedes dem andern Schaden thut,
Das dritte ist Gottes Hulde,
Der zweien Uebergulde;
Die wollte ich gerne in einen Schrein.
Ja leider! möchte das nicht seyn,
Daß Gut und weltlich' Ehre
Und Gottes Huld je mehre

---

14) Diese Strophe ist nachgeahmt von Boppo (Man. II. 235.):

Ich saß auf einer Grüne ꝛc.

Zusammen in ein Herze kommen.
Steige und Wege sind eingenommen,
Untreue ist in der Sasse,
Gewalt fährt auf der Strasse,
Friede und Recht sind beide wund,
Die drei haben Geleites nicht, die zwei werden denn eh' gesund.

geschmogen, geschmiegt. Uebergulde, was mehr als jene gilt. In der Sasse, seßhaft. Die drei, nemlich Gut (Reichthum), weltliche Ehre und Gottes Huld, haben kein sicheres Geleit, um zusammen zu kommen, bevor nicht die zwei, Friede und Recht, wiedergenesen sind und die Strasse frei machen.

Ich sah mit meinen Augen
Der Menschen Thun und Taugen.
Da ich nun hörte, da ich sach,
Was Jedes that, was Jedes sprach:
Zu Rome hörte ich lügen
Und zweene Könige trügen.
Davon hub sich der meiste Streit,
Der eh' ward oder immer seit.
Da sich begannen zweien
Die Pfaffen und die Laien,
Das war eine Noth vor aller Noth,
Leib und Seele lag da todt.
Die Pfaffen stritten sehre,
Doch ward der Laien mehre;
Das Schwerdt legten sie da nieder
Und griffen zu der Stole wieder,
Sie bannten, die sie wollten,
Und nicht den sie sollten.
Da störte man manch Gotteshaus,
Da hörte ich ferne in einer Klaus

Viel starker Ungebäre;
Da weinte ein Klausenere,
Er klagete Gott sein bittres Leid:
„O weh! der Pabest ist zu jung, hilf, Herre, deiner Christenheit!"

seit, seitdem, nachher. zweien, entzweien. Pfaffen und Laien, geistliche und weltliche Fürsten, in der streitigen Königswahl. Ungebäre, ungebärdige Wehklage. Klausenere, der klagende Klausner, welcher mehrmals vorkömmt, bedeutet die vormalige strenge Frömmigkeit im Gegensatze zu der nunmehrigen Ausartung des geistlichen Standes.

Ich hörte die Wasser diessen
Und sah die Fische fließen,
Ich sah was in der Welte was,
Wald, Feld, Laub, Rohr und Gras.
Was kriechet oder flieget,
Oder Beine zur Erde bieget,
Das sah ich und sage euch das:
Der keines lebet ohne Haß;
Das Wild und das Gewürme,
Die streiten starke Stürme,
Also thun die Vögel unter ihn'n,
Nur daß sie haben einen Sinn
(Sie wären anders zu nichte):
Sie schaffen gut Gerichte,
Sie setzen Könige und Recht
Und schaffen Herren und Knecht.
O weh dir, deutsche Zunge,
Wie steht deine Ordenunge!
Daß nun die Mück' ihren König hat 15)
Und daß deine Ehre also zergat!

15) Die Mücken haben König unter ihnen,

Bekehre dich, bekehre!
Die Kirchen sind zu hehre,
Die armen Könige drängen dich.
Philippe! setze den Waisen auf und heisse sie
treten hinter sich! (Man. I. 102.)

blessen, tosen, rauschen. fliessen, schwimmen. was, war. Was kriechet etc. vgl. Wernh. Mar. S. 28. 52. unter ihn'n, unter sich. deutsche Zunge, Land deutscher Sprache. zergat, zergeht. Die Kirchen, die Geistlichkeit. zu hehre, zu gewaltig. die armen Könige, die mittellosen Thronbewerber. den Waisen, das Reichskleinod, den Edelstein der Kaiserkrone, welchen Herzog Ernst aus dem hohlen Berge mitgenommen haben soll.

Noch im Frühjahr 1198 ward dem Dichter die Freude, Philippen gekrönt zu sehen. Das hochschwebende Lied, worin er seinen Jubel ausspricht, läßt kaum bezweifeln, daß er selbst der Krönung zu Mainz anwohnte.

Die Krone ist älter, denn der König Philippe sey;
Da möget ihr alle schauen wohl ein Wunder bei,
Wie sie ihme der Schmid so eben recht gemachet.
Sein kaiserliches Haupt geziemet ihr also wohl,
Daß sie zu Rechte niemand Gutes scheiden soll;
Jedwedes nicht des andern Tugend schwachet.
Sie lachen beide einander an
Das edel Gesteine und der junge süsse Mann;
Die Augenweide sehen die Fürsten gerne.
Wer nun des Reiches irre geh',

Die Bienen einen Weissel, dem sie folgen,
Kein' Creature lebet ohne Meisterschaft etc.
Der Mysnere. (Bei Müll. DXCIII.)

Der schaue, wem der Waise ob seinem Nacken steh'!
Der Stein ist aller Fürsten Leitesterne. (I. 127 b.)

zu Rechte, mit Recht. Tugend, Werth. schwachet, schwächet, verringert.

Das angenehme Bild, das Walther von seinem Könige giebt, bestätigen die Worte des Geschichtschreibers. Nach der Beschreibung der urspergischen Jahrbücher war Philipp ein Mann von schöner und edler Gesichtsbildung, blondem Haar, mittlerer Größe, zartem, fast schwächlichem Körperbau 16).

Der Dichter begnügt sich nicht, Philippen zum Throne berufen und auf demselben begrüßt zu haben. Er giebt dem neuen Könige noch das Mittel an, seine Herrschaft zu befestigen und auszubreiten. Dieses Mittel findet er in der Milde, der dankbaren Freigebigkeit gegen Diejenigen, die sich dem Könige versöhnt und verpflichtet haben, der rückhaltlosen Ausspendung von Gaben und Ehre.

Philippe, König hehre!
Sie geben dir alle Heiles Wort
Und wollten Lieb nach Leide.
Nun hast du Gut und Ehre,

---

16) *Chron. Abb. Ursperg:* „Erat autem Philippus animo lenis, mente mitis, eloquio affabilis, erga homines benignus, largus satis et discretus, debilis quidem corpore, sed satis virilis, in quantum confidere poterat de viribus suorum, facie venusta et decora, capillo flavo, statura mediocri, magis tenui quam grossa."

Das ist wohl zweier Könige Hort,
Die gieb der Milde beide!
Die Milde lohnet, wie die Saat,
Von der man wohl zurück empfaht,
Darnach man ausgeworfen hat;
Wirf von dir mildigliche!
Welch' König der Milde geben kann,
Sie giebt ihm, das er nie gewann,
Wie Alexander sich versann:
Der gab und gab, da gab sie ihm alle Reiche.

(I. 113 a.)

Das ist wohl ꝛc. (Lesart der Pf. Hds. 357.) Reichthum und Ehre, jedes für sich schon, ist der Hort, Schatz, eines Königs. (Vgl. I. 135 b. „zwei Kaisers Ellen", d. h. Stärke, Kraft.) sich versann, inne ward.

Die Geschichte beweist, daß Philipp wirklich in diesem Sinne gehandelt. Wie er überhaupt die gelinden Wege den gewaltsamen vorzog, so suchte er besonders durch reiche Gaben an Geld und Ländereien Feinde zu beseitigen und Anhänger zu gewinnen. Seinem gefährlichsten Mitbewerber um die Krone, dem Herzog Berthold von Zähringen, hatte er für dessen Rücktritt 11000 Mark bezahlt. Seine Freigebigkeit war so groß, daß er damit nicht, wie Alexander, alle Reiche gewann, sondern selbst die anererbten Lande nur noch dem Namen nach behielt.

„Als er — so erzählen die urspergischen Jahrbücher — kein Geld hatte, um seinen Kriegsleuten „Sold zu bezahlen, fieng er zuerst an, die Län„dereien zu veräußern, die sein Vater, Kaiser Friedrich,

„weit umher in Deutschland erworben hatte, so daß er „jedem Freiherrn oder Dienstmann Dörfer oder angren„zende Kirchen versetzte. Und also geschah es, daß ihm „nichts übrig blieb, ausser dem leeren Namen des „Landesherrn und denjenigen Städten und Dörfern, wor„in Märkte gehalten werden, nebst wenigen Schlössern „des Landes."

Dessen unerachtet vermochte er es nicht Allen zu Danke zu machen, und selbst Walther wirft ihm in einem andern Liede vor, daß er sich nicht so recht im Geben gefalle. Er erinnert Philippen an den milden Saladin, welcher gesagt: Königes Hände sollten durchlöchert seyn, und an den König von Engelland (Richard Löwenherz), den man seiner Mildigkeit wegen so theuer ausgelöst. (I. 127 b.) 17.)

Auch hatte Philipp mit all seiner Freigebigkeit nicht verhindern können, daß gleich nach seiner Krönung Otto

17) Richard war zu Ende des Jahres 1192, als er auf der Rückkehr aus dem heiligen Lande durch das Gebiet Leopolds VI. von Oesterreich, den er in Palästina beleidigt hatte, verkleidet reisen wollte, erkannt und festgesetzt worden. Leopold überließ seinen Gefangenen um 60000 Mark Silbers an Kaiser Heinrich, der Richarden wegen dessen Verbindung mit Tankred von Sicilien übel wollte. Nun wurde Richard vom Kaiser in harter Gefangenschaft gehalten, und erst zu Anfang des Jahres 1194 gegen ein Lösegeld von 100,000 Mark, das die Engländer mit großer Anstrengung zusammen gebracht hatten, in Freiheit gesetzt.

von Braunschweig als Gegenkönig aufgestellt wurde, mit dem er bis an seinen Tod zu kämpfen hatte. Wie einst in den Vätern, Friedrich dem Rothbart und Heinrich dem Löwen, so standen jetzt in den Söhnen, Philipp und Otto, Gibelinen und Welfen sich drohend gegenüber.

Wir haben zuvor gesehen, in welch heiterem Lichte unsrem Dichter seine frühere Lebenszeit erscheint. Mit stets düsterern Farben malt er die Gegenwart. Er klagt um die alte Ehre, um die alten getreuen Sitten. Treue und Wahrheit sind viel gar bescholten. Leer stehen die Stühle, wo Weisheit, Adel und Alter saßen ehe. Recht hinket, Zucht trauert und Scham siechet. Die Sonne hat ihren Schein verkehret, Untreue ihren Samen ausgestreut auf allen Wegen, der Vater findet Untreue bei dem Kinde, der Bruder lügt dem Bruder, geistlicher Orden selber trüget, der uns doch zum Himmel leiten sollte. Der Dichter erkennt hierin die schreckbaren Zeichen des nahenden Weltgerichts. (I. 121 a. 107 b. 112 a. 128 a.)

Mit tiefem Kummer hält er dem politischen und sittlichen Verfalle seines Vaterlands dessen früheren Glanz entgegen: „O weh! was Ehren sich fremdet von „deutschen Landen! Witz und Mannheit, dazu Silber „und Gold!“ (I. 103 b.) „Ich sah hievor einmal den „Tag, da unser Lob war gemein allen Zungen, wo „kein Land uns nahe lag, es begehrte Sühne oder es „war bezwungen. Reicher Gott! wie wir nach Ehren „da rungen!“ (I. 106 a)

Er rügt hiebei die Entartung und Zuchtlosigkeit des jüngeren Geschlechts. Vormals riethen die Alten und thaten die Jungen. Jetzt haben die Jungen die Alten verdrungen und spotten ihrer. Junge Altherren sieht man und alte Jungherren. Und wenn gleich Walther einmal behauptet: Niemand könne mit Gerten Kindeszucht behärten, wen man zu Ehren bringen möge, dem sey ein Wort als ein Schlag; so tadelt er doch anderswo die Väter, daß sie Salomons Lehre brechen, nach welcher den Sohn versäume, wer den Besen spare. (I. 106. 126 b. 129 a.)

Unrecht würde dem Dichter geschehen, wenn wir in seinem Lobe der Vergangenheit und Tadel der Gegenwart die bloße Vorliebe für verlebte Jugendzeit erblicken wollten. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber sind in vollkommener Uebereinstimmung mit seiner Schilderung des Zustandes, in welchen Deutschland durch die doppelte Königswahl versetzt wurde.

„Damals — sagt der Abt von Ursperg — fien-
„gen die Uebel an, sich auf der Erde zu vervielfältigen.
„Denn es entstand unter den Menschen Feindschaft,
„Trug, Untreue, Verrath, womit sie sich gegenseitig
„in Tod und Untergang hingeben, Raub, Plünderung,
„Verheerung, Landesverwüstung, Brand, Aufruhr,
„Krieg. Jedermann ist jetzt meineidig und in die vor-
„besagten Frevel verstrickt. Wie das Volk, so auch
„die Priesterschaft. Die Verfolgung ist so groß, daß

„Niemand mit Sicherheit von seinem Wohnort ausge-
„hen kann, auch nur in den nächsten Ort.“

In dem allgemeinen Zwiespalt nahmen auch die Sänger verschiedene Wege. Wenn Walther von der Vogelweide Philipps Krönung feierte, so geleitet Wolfram von Eschenbach den Gegenkönig Otto zu seiner Weihe 18).

Zu den Anhängern Philipps gehörten der Herzog Bernhard von Sachsen, früher selbst Bewerber um den Thron, und der Erzbischof von Magdeburg 19). Nach dem thüringischen Feldzug im Jahr 1204, der sich mit der Unterwerfung des Landgrafen Hermann endigte, oder als im Jahr 1207 Philipp, mit Otto unterhandelnd, sich in jener Gegend befand 20), mag es geschehen seyn, daß er die Weihnachten zu Magdeburg feierte. Walther war bei dieser Feier anwesend, in einem farbenhellen Gemälde, den altdeutschen auf Goldgrund ähnlich, zeigt er uns den Kirchgang des Königs mit

---

18) Oranse S. 176 b. vgl. Titurel Kap. 27. Str. 4096.

19) „De Saxonia quidem habuit (Philippus) *Ducem* „*Bernhardum*, Marchionem Moesiæ et alios principes sæculares potentissimos, insuper Archiepiscopos „*Magdeburgensem* et Bremensem et suffraganeos eorumdem.“ *Chron. Ursp.*

20) Diese Zeit vermuthet Köpke a. a. O. S. 16.

seiner Gemahlin, der griechischen Irene, und dem Gefolge der Thüringer und Sachsen.

Es gieng ein's Tages, als unser Herre ward geborn
Von einer Magd, die er sich zur Mutter hat erkorn,
Zu Magdeburg der König Philippe schöne.
Da gieng ein's Kaisers Bruder und ein's Kaisers Kind
In einer Wat, wie auch der Namen zweene sind;
Er trug des Reiches Zepter und die Krone.
Er trat viel leise, ihm war nicht jach;
Ihm schlich eine hochgeborne Königinne nach,
Rose ohne Dorn, eine Taube sonder Gallen.
Die Zucht war nirgend anderswo,
Die Thüringer und die Sachsen dienten da also,
Daß es den Weisen mußte wohl gefallen.

(I. 127 b.)

Magd, Jungfrau. ein's Kaisers Bruder rc. Philipp war Bruder Kaiser Heinrichs VI. und Sohn Kaiser Friedrichs I. Wat, Gewand. Rose ohne Dorn, Taube sonder Galle, Beinamen, die sonst auch der heiligen Jungfrau gegeben werden. Zucht, Hofzucht, Hofdienst. den Weisen, den Kennern.

Dem königlichen Paare, das uns hier im Glanze der Macht und des Glückes erscheint, sind finstre Geschicke bereitet. Kurze Zeit nachher, 1208, fällt Philipp durch Mörderhand, und Irene, die Rose ohne Dorn, verwelkt am Kummer über seinen Tod.

Wir haben die schmerzliche Klage des Dichters über den Verfall von Deutschland vernommen. Es hat uns daraus eine seiner schönsten Eigenschaften angesprochen, die Vaterlandsliebe. Dieses edle Gefühl ist die Seele eines bedeutenden Theils seiner Dichtungen.

Ueberall erregt es ihn zu der lebhaftesten Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Ihm gebührt unter den altdeutschen Sängern vorzugsweise der Name des vaterländischen. Keiner hat, wie er, die Eigenthümlichkeit seines Volkes erkannt und empfunden. Wie bitter wir ihn vorhin klagen und tadeln hörten, mit stolzer Begeisterung singt er anderswo den Preis des deutschen Landes, vor allen andern, deren er viele durchwandert:

Ihr sollt sprechen: willekommen!
Der euch Mähre bringet, das bin ich.
Alles, das ihr habet vernommen,
Das ist gar ein Wind, nun fraget mich!
Ich will aber Miethe,
Wird mein Lohn halb gut,
Ich mag leichtlich sagen, das euch sanfte thut;
Seht, was man mir Ehren biete!

Ich will deutschen Frauen sagen
Solche Mähre, daß sie desto baß
Sollen aller Welt behagen;
Ohne große Miethe thu' ich das.
Was wollt' ich zu Lohne?
Sie sind mir zu hehr.
Drum bin ich gefüge und bitte sie keines mehr,
Als daß sie mich grüßen schöne.

Ich hab' Lande viel gesehen
Und der besten nahm ich gerne wahr.
Uebel müsse mir geschehen,
Könnt' ich je mein Herze bringen dar,

Daß

Daß ihm wohl gefallen
Wollte fremde Sitte!
Was denn hülfe mich, ob ich mit Unrecht stritte?
Deutsche Zucht geht doch vor allen.

Von der Elbe bis an den Rhein
Und herwider bis in Ungerland,
Da mögen wohl die besten seyn,
Die ich irgend in der Welt gekannt.
Kann ich rechte schauen
Gut Geläß und (schönen) Leib
So mir Gott! so schwüre ich wohl, daß da die Weib
Besser sind, denn anderswo die Frauen.

Deutsche Mann sind wohlgezogen,
Gleich den Engeln sind die Weib gethan;
Wer sie schilt, der ist betrogen,
Anders könnt' ich nimmer sein verstahn.
Tugend und reine Minne,
Wer die suchen will,
Der soll kommen in unser Land, da ist Wonne viel;
Lange müsse ich leben darinne!

(I. 119. b.)

Mähre, Nachricht, Botschaft. ein Wind, ein Nichts. Miethe, Bezahlung, Botenlohn. sanfte thut, wohl thut. Sie sind mir ꝛc. vgl. Nibel. V. 2240. dar, dahin. Kann ich rechte schauen ꝛc. das Benehmen (Gelässe) und die Schönheit der Frauen als Kenner zu beurtheilen, galt für eine schätzbare Eigenschaft. Vgl. Nibel. V. 2385. Ulr. v. Lichtenst. Frauend. S. 20. Man. II. 24. a. 36 a. die Weib, die Weiber ebenso Mann, Männer. gethan, beschaffen. betrogen, falsch berichtet.

Dritter Abschnitt.

Walthers Wanderleben. Der Hof zu Thüringen. Die Hofsänger. Des Dichters Ansichten von Fürsten und Fürstenräthen, von Geburt, Freundschaft, Manneswerth. Blicke in sein Inneres.

Die Sänger jener Zeit waren nothwendig wandernde. Mochten auch die Herren, welche sich im Liede zur Kurzweil übten, auf ihren Burgen daheim bleiben: Diejenigen, welche den Gesang zu ihrem Berufe gemacht, mußten sich auf den Weg begeben. Um Unterhalt und Lohn zu finden, mußten sie den Höfen und Festlichkeiten gesangliebender Fürsten nachziehn. War doch der Hof des Kaisers selbst ein wandernder, bald in dieser, bald in jener Stadt des Reiches sich niederlassend. Krönungstage, Fürstenversammlungen, Hochzeitfeste, das waren die Anlässe, bei welchen die Kunst- oder Prunkliebe der Großen sich am freigebigsten äusserte. War dazumal das gewöhnliche und häus-

liche Leben einfach, so waren dagegen festliche und öffentliche Zusammenkünfte desto glanzvoller.

Auch vom äussern Lohne abgesehen, mußte der Dichter wandern, wenn er mit den Angelegenheiten der Zeit bekannt werden, wenn er, bei noch sehr unvollkommenen Mitteln der Verbreitung geistiger Erzeugnisse, sich selbst Anerkennung, seinem Liede Wirksamkeit verschaffen wollte. Darum war es den alten Meistern allerdings zu thun. Reinbot von Dorn, der die Legende vom h. Georg in Gedicht gebracht hat, spricht die Hoffnung aus (V. 56—63.), daß sein Werk über alle deutsche Lande, von Tirol bis nach Bremen und von Preßburg bis nach Metz, werde bekannt werden. Auf der andern Seite wird im Titurel (Cap. 4. Str. 542.) die Besorgniß geäußert, daß der Schreiber das Rechte unrichtig machen möchte. Am sichersten aber wurde die Fälschung vermieden, wenn der Dichter selbst vortrug. Wollte er versichert seyn, daß seine Tonweise richtig gesungen werde, wollte er seine eigene Fertigkeit im Gesange geltend machen, so war ohnehin sein persönliches Erscheinen erforderlich.

So war denn auch Walthers Leben das eines fahrenden Sängers. Er reist zu Pferde, vermuthlich die Geige mit sich führend 21). Daß er seine Lieder selbst

21) „Wohlauf! wer tanzen wolle nach der Geigen." (W. Hds. S. 170.) Daß Walther sich der Harfe bedient, ist aus der Stelle (I. 112.) vermuthet wor-

vorgetragen, ist aus einigen derselben noch hörbar 22). Zu Hof und an der Straße läßt er sie ertönen. (I. 136 b.) In einem Morgengebet empfiehlt er sich unter Gottes Obhut, wohin des Landes er heute reiten möge. (I. 129 a.) Er beruhigt seine Geliebte über seine Abwesenheit:

Meiner Frauen darf nicht werden leid,
Daß ich reite und frage in fremde Land'
Nach den Weiben, die mit Würdigkeit
Leben (der ist viel manche mir bekannt)
Und die schöne sind dazu;
Doch ist ihrer keine,
Weder groß noch kleine,
Der Versagen mir jemals wehe thu'!

(I. 118 b.)

Er hat der Lande viel gesehen, wie wir zuvor ihn singen hörten. Von der Elbe bis an den Rhein und wider bis in Ungerland hat er sich umgesehen, von der Seine bis an die Mur, von dem Po bis an die Drave hat er der Menschen Weise erkannt. (I. 131 b.) Am Hofe von Oesterreich haben wir ihn zuerst getroffen, am Hofe von Thüringen finden wir ihn jetzt wieder.

---

den, wo er von der alten Lehre spricht, daß man nicht in der Mühle harpfen solle. Der Ausdruck ist aber, wie der Dichter selbst andeutet, sprichwörtlich zu verstehen.

22) In den Anreden: „Ja Herre!" (I. 109 b. 124 b.) „Herren und Freund'!" (I. 136 b.)

Hermann, Landgraf in Thüringen (von 1195 bis 1215), den sich Philipp in dem vorerwähnten Feldzuge von 1204 unterworfen 23), behauptet eine ausgezeichnete Stelle unter den fürstlichen Freunden der Dichtkunst. Er setzte schon den Meister Heinrich von Veldecke in den Stand, seine Aeneide, die ihm neun Jahre lang entwendet war, zu Ende zu führen. (Eneidt V. 13268 ff.) Auf seinen Anlaß bearbeitete Wolfram von Eschenbach den Wilhelm von Oranse (H. Georg V. 34 ff.) und für ihn verdeutschte Albrecht von Halberstadt die Verwandlungen Ovids 24). Vornemlich aber ist er durch den Wettstreit der Sänger an seinem Hofe zu Wartburg berühmt geworden.

Auch in dem Leben und den Liedern unsres Dich-

---

23) Das politische Gedicht: „Nu soll der Kaiser hehre" rc. (I. 136 a.) ist auf diese Begebenheit bezogen worden. Es ist jedoch zu bemerken, daß Philipp niemals Kaiser war, daß Walther ihn sonst überall König nennt und beiderlei Titel sehr wohl unterscheidet, z. B. in dem Liede:

Herre Kaiser! ihr seyd willekommen,
Des Königes Name ist euch benommen rc.
(I. 103 b.)

Bei dem damaligen Wechsel der Parteiung kann jenem Gedichte leicht ein späteres Ereigniß zu Grunde liegen.

24) S. den Prolog Albrechts vor Wickrams Umarbeitung seiner Verdeutschung. Frankf. 1581.

ters spielt er eine bedeutende Rolle. Vor 1198 fanden wir diesen in Oesterreich. Alsdann folgen seine Lieder auf Philipp von Schwaben und es ist nicht anzunehmen, daß er sich an dem Hofe des Landgrafen werde aufgehalten haben, so lange dieser Philipps Gegner war. Im Sommer des Jahres 1204 unterwarf sich der Landgraf. Es ist daher ganz nicht unwahrscheinlich, daß Walthers Aufenthalt an dessen Hofe um das Jahr 1207 stattgefunden, in welches der Krieg auf Wartburg, worin Walther auftritt, von den thüringischen Chroniken gesetzt wird.

Dieser Wettstreit, den das vielbesprochene Gedicht in der Manessischen Sammlung (II. 1 — 16.) in Wechselgesang, mit untermengter Erzählung, darstellt, hat zunächst das Lob milder Fürsten zum Gegenstand. Heinrich von Osterdingen erhebt den Herzog von Oesterreich, ihm treten Wolfram von Eschenbach und Andre entgegen, die den Landgrafen von Thüringen verherrlichen. Walther von der Vogelweide zeigt sich anfangs ungehalten auf Oesterreich und giebt dem Könige von Frankreich vor allen Fürsten den Preis. Nachher bereut er, daß er sich von dem Oesterreicher losgesagt, den er jetzt der Sonne vergleicht; allein über die Sonne noch stellt er den Tag: Hermann von Thüringen. Von sich selbst meldet er, wie er zu Paris gute Schule gefunden, zu Konstantinopel, zu Baldach, zu Babylon Kunst und Weisheit erlernt habe. Hieraus ist wenigstens ersichtlich, daß Walther dem Ver-

fasser des Gedichts für einen weitgereisten und in die Tiefen der Kunst eingeweihten Meister gegolten habe. Das Gedicht, so wie es vorliegt, hat aber wohl nicht den Wolfram von Eschenbach, dem man es zugeschrieben, sondern einen spätern mainzischen Meister zum Verfasser, wenn gleich Ueberlieferung und ältere Lieder zu Grunde liegen.

Wenden wir uns zu Walthers eigenen Aeusserungen über sein Verhältniß zu dem Hofe von Thüringen, so ist dasjenige seiner Lieder zuerst auszuheben, mit welchem er sich dem Landgrafen erst zu nähern scheint. Er fodert Jeden auf, der an des edeln Landgrafen Rathe sey, Dienstmann oder Freier, den jungen Fürsten um Eines zu mahnen und zwar so, daß er, der Dichter, den Erfolg davon spüre. Drei Tugenden werden an dem Landgrafen gerühmt: er sey milde, stet und wohlgezogen. Aber eine vierte noch würde ihm wohl anstehen, die nemlich: daß er nicht säumig sey. (I. 106 a.) Der Dichter mochte damit den Wunsch ausdrücken, baldmöglich von dem Landgrafen beschenkt oder in dessen Dienst aufgenommen zu werden.

In einem weiteren Liede (I. 133 b.) finden wir ihn dieses Wunsches gewährt. Er freuet sich, des milden Landgrafen Ingesinde zu seyn. Es ist seine Sitte, daß man ihn immer bei den Theuresten finde. Die andern Fürsten alle sind anfangs milde, aber sie bleiben es nicht so stetiglich. Der Landgraf war es ehe und ist es noch, darum kann er besser, denn sie, der

Milde pflegen. Das Lied schließt mit den schönen Worten:

Wer heuer schallet und ist hin zu Jahre böse, als eh',
Des Lob grünet und falbet, wie der Klee.
Der Thüringer Blume scheinet durch den Schnee,
Sommer und Winter blühet sein Lob, wie in den ersten Jahren 25).

schallet, pochet, pranget. hin zu Jahre, über's Jahr. als eh', wie vorher.

Wünschenswerth allerdings mag das Leben an des Landgrafen Hofe gewesen seyn. Der Dichter giebt eine sehr anschauliche Schilderung von diesem Hofhalt, woraus zu entnehmen ist, daß man dort wenig von der schlimmen Zeit verspürte:

Wer in den Ohren siech, wer krank im Haupte sey,
Das ist mein Rath, der lasse den Hof zu Thüringen frei;
Kommt er dahin, fürwahr er wird erthöret.
Ich habe gedrungen, bis ich nicht mehr dringen mag;
Eine Schaar fährt aus, die andre ein, so Nacht als Tag,
Groß Wunder ist, daß Jemand da noch höret.
Der Landgrafe ist so gemuth,
Daß er mit stolzen Helden seine Habe verthut,
Der jeglicher viel wohl ein Kämpfe wäre.
Mir ist seine hohe Art wohl kund,

---

25) Im Titurel, wo des Landgrafen Hermann mehrmals rühmliche Erwähnung geschieht, heißt es von ihm (Kap. 7):

Hermann von Thüringen Ehre
Pflag weiland, die muß immer Preises walten rc.

Und gälte ein Fuder gutes Weines tausend Pfund,
Da stünde doch nimmer Ritters Becher leere.

(W. Hds. S. 170.)

erthöret, betäubt. Kämpfe, Kämpe, ein Solcher, der besonders aufgestellt ist, eine Sache im Zweikampf auszufechten, also ein auserwählter, vorzüglicher Streiter.

Manch unnützen Gesellen mußte die Gastfreiheit dieses Hofes anziehen. Eschenbach rügt dieses in seinem Parcifal V. 8856 ff. 26), mit Beziehung auf ein nicht mehr vorhandenes Lied unsres Dichters:

Von Thüringen Fürste Hermann!
Etlich dein Ingesinde ich maß,
Das Ausgesinde hiesse baß.
Dir wär' auch eines Kaien noth,
Seit wahre Milde dir gebot
So manigfalten Anehang,
Hier ein schmählich Gedrang
Und dort ein werthes Dringen.
Drum muß Herr Walther singen:
„Guten Tag, Böse und Gut!"
Wo man solchen Sang nun thut,
Des sind die Falschen geehret.
Kaie hatt's ihn nicht gelehret,
Noch Herr Heinrich von Rispach ꝛc.

Kaie ist des Königs Artus strenger und mürrischer Seneschall, der solchem Unwesen, nach Eschenbachs Ausdruck, schärfer war, denn der Biene Stachel. Gedrang, Gedränge, Zudrang. Die Falschen, die Schlechten.

---

26) Aus demselben Gedichte V. 19097 f. erhellt, daß damals Thüringen auch für das Vaterland neuer Tanzmusik galt.

Heinrich von Rispach, vielleicht der tugendhafte Schreiber, der im Wartburger Kriege auftritt und dessen Gedichte Man. II. 101 ff. aufbewahrt sind, der Henricus Notarius, H. Scriptor, welcher in thüringischen Urkunden von 1208 — 1228 vorkömmt. Mus. I. 173.

Ein wunderlicher Mann, mit Namen Gerhard Atze, scheint der freudigen Gesellschaft am thüringischen Hofe zur Zielscheibe ihres Witzes gedient zu haben. Ihm hat Walther zwei Gedichte gewidmet. Das eine (I. 105 a.) ist durch persönliche Anspielungen räthselhaft. Das andre (I. 113 a.) betrifft einen scherzhaften Rechtsstreit. Der merkwürdige Fall ist dieser: Herr Gerhard Atze hat dem Dichter zu Eisenach ein Pferd erschossen. Walther klagt auf Entschädigung: das Pferd war wohl dreier Marke werth. Gerhard Atze weicht aber damit aus, daß er behauptet: das getödtete Pferd sey dem Rosse blutsverwandt, das einst ihm, dem Beklagten, den Finger zu Schanden gebissen. Dagegen erbietet sich Walther, mit beiden Händen zu beschwören, daß die Pferde einander nicht befreundet waren, und er ruft auf, wer ihm staben, d. h. den Eid abnehmen wolle?

Ein Kampfgenosse des Landgrafen Hermann in dessen Fehde mit König Philipp war der Graf von Katzenellenbogen, Wilhelm II., zugenannt der Reiche 27). Derselbe mag es seyn, von dem unser Dicht ersingt. Walther ist dem Bogener hold, ganz ob-

27) Dilich, Hessische Chronik. 1606. Thl. I. S. 33.

ne Gabe und ohne Sold. (I. 127 a.) Doch der Graf versteht, er beschenkt den Sänger mit einem Diamant. Dafür preist ihn dieser als der schönsten Ritter einen. Nicht nach dem Scheine lobt er die Schönheit; mild er Mann ist schön und wohlgezogen, man soll die innre Tugend nach aussen kehren, dann ist das äussre Lob nach Ehren, wie des von Katzenellenbogen. (Ebd.)

So wird gewöhnlich der Fürst, dem der Dichter sich nähern will, zuerst mit einem Liede ausgeforscht. Ist der Erfolg entsprechend, dann ertönt auch das vollere Lob.

Von einer großen, zarter oder unzarter sich äussernden Begehrlichkeit können die Hofsänger damaliger Zeit nicht freigesprochen werden. Sie versäumen keinen Anlaß, sich zu milder Gabe zu empfehlen. Ihre zahlreichen Lobgedichte sind überall darauf berechnet. Die Milde d. h. die Freigebigkeit, ist ihnen der Fürsten erste Tugend 28). Wo ihnen nicht willfahrt wird, machen sie ihr Lied zur Waffe des Tadels und des

---

28) Das Gedicht vom Kriege auf Wartburg erhebt diese fürstliche Tugend zum vorzüglichen Gegenstande des Wettgesangs. Der Tanhuser, um die Mitte des 13. Jahrh., mustert in einem besondern Gedichte (Man. II. 64.) die Fürsten seiner und der nächst vorhergegangenen Zeit nach eben dieser Beziehung.

Spottes. Sie werfen dem unmilden Herrn einen Stein in den Garten und eine Klette in den Bart 29).

Noch ziemlich gelinde scherzt der Unsrige über die unwirthliche Aufnahme, die er in der bairischen Abtei Tegernsee gefunden. Es war ihm viel von dieses Hauses Ehre gesagt worden. Deshalb ritt er einst, um dahin zu kommen, mehr denn eine Meile abseits der Straße. Aber vergeblich war seine Hoffnung auf einen guten Klostertrunk:

Ich nahm da Wasser,
Also nasser
Mußt' ich von des Mönches Tische scheiden.
(I. 113 a.)

---

29) Damit droht der Mysner (DXCVI). Mit dem Verfalle der Kunst nimmt die Gemeinheit zu. Sie werden trotziger und niederträchtiger zugleich. Dem Kargen, der sich selbst bedürftig stellt, wünscht der Unverzagte (III.), daß seine Hand eines fremden Mannes Kleid auf seines Weibes Bette finden möge. Der Urenheimer (CCVI.) sagt gerade heraus: „also man den Meister lohnet, also wischet er das Schwerdt." Rumelant von Schwaben (CCCLXXXI.) verhehlt nicht, daß er mit seinen Lobliedern gelogen habe. Doch hat ihm ein weiser Prediger gesagt, daß hübsche Lüge nicht große Sünde sey. Der Unverzagte (XIX.) äussert noch: „Man soll gnädige Heilige fern in fremden Landen suchen, so such' ich werthe Leute, die ihr Gut mit Ehren zehren. Welcher Herr mir Gnade

Geld, Auslösung der für Zehrung versetzten Pfänder, Pferde, Kleider, waren der Lohn, der den Sängern von ihren Gönnern zu Theil wurde. Walther sagt von einer schönen Frau, sie habe ein werthes Kleid angezogen: ihren reinen Leib. Sie sey ein wohlgekleidet Weib. Getragene Kleider hab' er nie genommen 30), dieses nähm' er für sein Leben gerne. Der Kaiser würde dieser Frau Spielmann um so reiche Gabe. (I. 121 b.)

Wenn übrigens auch unser Dichter in diesem Werben um Gunst und Gabe der Fürsten dem Gebrauche der Zeit und dem äussern Bedürfnisse gefolgt ist, so muß doch auf der andern Seite anerkannt werden, nicht bloß daß er jene Tugend der Milde auf wahrhaft dichterische Weise gepriesen, sondern auch, daß er darüber das Höhere nicht aus den Augen gesetzt, vielmehr mitten im Getrieb der Höfe sich einen freien

---

thut, der soll mein Lob hinnehmen. Sie sind heilig, die mir geben um Gottes und der Ehre willen. Die lebenden Heiligen müssen selig seyn!"

30) So sagt auch der von Buwenburg (II. 181 a.):

Wer getragener Kleider gehrt,
Der ist nicht Minnesanges werth.

Herrn Geltar dagegen (oder Gedrut, Pf. Hds. 357. Bl. 24 b.) ist es noth nach alter Wat. (II. 119 b.) Auch der Chanzler zeigt sich lüstern nach reicher Herren alter Wat. (II. 246 b.)

Blick und einen würdigen Sinn erhalten. Es erscheint angemessen, jetzt auch diese edlere Seite herauszuheben.

Nicht die bloße Freigebigkeit ist es, darum er die Fürsten in Anspruch nimmt, weit umfassender hat er den Kreis ihrer Pflichten erkannt:

Ihr Fürsten tugnet eure Sinne mit reiner Güte,
Seyd gegen Freunde sanfte, gegen Feinde traget Hochgemüthe,
Stärket Recht, und danket Gott der großen Ehren,
Daß mancher Mensch seinen Leib, sein Gut muß euch zu Dienste kehren!
Seyd milde, friedebar, laßt euch in Würde schauen!
So loben euch die reinen süßen Frauen.
Scham, Treue, ehrebringende Zucht sollt ihr gerne tragen!
Minnet Gott und richtet, was die Armen klagen!
Glaubt nicht, was euch die Lügenere sagen,
Und folget gutem Rathe, so möget ihr im Himmelreiche bauen! (I. 132 b.)

tugnet, machet tüchtig, veredlet. minnet, liebet; Minne ist Liebe in jeder Bedeutung. bauen, wohnen, dereinst Bürger des Himmelreichs werden.

Noch in andern Liedern warnt er die Fürsten vor falschem Rathe. Er will sie lehren, wie sie jeglichen Rath wohl mögen erkennen. Der guten Räthe sind drei, drei böse stehen zu linken Hand dabei. Frommen, Gottes Huld und weltliche Ehre, das sind die guten. Wohl ihm, der diese lehret! den möchte ein Kaiser nehmen an seinen höchsten Rath. Die drei bösen heißen: Schade, Sünde und Schande. (I. 105 b.)

Besonders wird Derjenige, wes Standes er sey, fur einen Schalk erklårt, der seinen Herren lehre, zu lůgen oder das Angelobte nachher zu versagen, und der so die Biedern schamlos mache:

Erlahmen můssen ihm die Beine, so er sich zu dem Rathe biege!
Sey aber er so hehr, daß er dazu sitze,
So wůnsche ich, daß sein' ungetreue Zunge můsse erlahmen.
(I. 130 b.)

Die Herren selbst, welche so durch glånzende Versprechungen tåuschen, vergleicht Walther den Gaucklern, die unter dem Hute jetzt einen wilden Falken, jetzt einen stolzen Pfau, jetzt gar ein Meerwunder vorweisen, am Ende aber ist es weiter nichts, als eine Kråhe. Wår' ich dir stark genug, ruft er solchem Gauckler zu, ich schlůge dir die falsche Gauckelbůchse an dein Haupt. (I. 132 b.)

Der Umgang mit den Måchtigen hat das Urtheil des Dichters über die wahren Vorzůge der Menschen keineswegs getrůbt. Er sucht diese nicht in der Geburt. Kråftig spricht er sich über den Ursprung aller Sterblichen aus gleichem Lehm und über ihre Gleichheit vor dem hőchsten Herren aus:

Wer ohne Furcht, o Herr Gott!
Will sprechen deine zehn Gebot',
Und brichet die, das ist nicht wahre Minne.
Dich heisset Vater Mancher viel,
Der mich zum Bruder doch nicht will;

Der spricht die starken Wort' aus schwachem Sinne.
Wir wachsen all' aus gleichem Dinge,
Speise frommet uns, sie wird ringe,
So sie durch den Mund hin fährt.
Wer kann den Herren von dem Knechte scheiden,
Der ihr Gebeine bloßes fünde,
(Hatt' er gleich der Lebenden Kunde,)
So Gewürme das Fleisch verzehrt?
Ihm dienen Christen, Juden und Heiden,
Der alle lebende Wunder nährt. (I. 128 b.)

Der Teufel, wenn er sichtbar daher käme, sagt Walther ein andermal, wäre mir nicht so verwünscht, als des Bösen böser Sohn. Von der Geburt kommt uns weder Frommen noch Ehre. (I. 129 a.)

Die erworbenen, selbstverdienten Freunde zieht er den angebornen, den Magen, vor:

Mann, hochgemagt, an Freunden krank,
Das ist ein schwacher Habedank;
Waß hilfet Freundschaft ohne Sippe.
Laß Einen seyn geborn von Königes Rippe,
Er habe denn Freunde, was hilfet das?
Magschaft ist selbstgewachs'ne Ehre,
So muß man Freunde verdienen sehre.
Mag' hilfet wohl, Freund vieles baß.
(I. 126 b.)

hochgemagt, der hohe Magen, Blutsverwandte, hat. krank, schwach, arm. Habedank, Entgelt, Ersatz. So, den Gegensatz bezeichnend. verdienen, durch Dienst, mühsam erwerben.

Den wahren Werth des Mannes begründen ihm drei Eigenschaften: Kühnheit, Milde, besonders aber

aber Treue. An Weibes Lobe, meint er, stehet wohl, daß man sie schön heiße. Manne stehet es übel, es ist zu weich und oft zum Hohne. Kühn und mild und daß er dazu stete sey, so ist er viel gar gelobt. Ihr müsset in die Leute sehen, wollt ihr sie erkennen; Niemand soll aussen nach der Farbe loben (I. 134 a.) Gewissen Freund, versuchtes Schwerdt, soll man zu Nöthen sehen (I. 131 b.) 31).

Ihm grauset, wenn ihn die Lächler anlachen, denen die Zunge honiget und das Herz Galle hat. Freundes Lächeln soll seyn ohne Missethat, lauter wie das Abendroth, das liebe Mähre kündet. Wes Mund mich trügen will, der habe sein Lachen hin! Von dem nähme ich ein wahres Nein für zwei gelogene Ja. (I. 131 a.)

---

31) Die Pf. Hds. 357. Bl. 20. hat das Lied, welches mit diesem Satze schließt, unter denen des Truchs. von St. Gallen. „Getreuer Freund, versuchtes Schwerdt, die zweene sind in Nöthen gut!“ sagt auch Bruder Werner (LVIII.). Die Rede ist sprichwörtlich, wie jenes Lied selbst andeutet. Walther läßt zuweilen ein Sprichwort (ein alt gesprochen Wort, wie Ulrich v. Winterstetten sich ausdrückt, Benecke's Ergänz. S. 220. Vgl. Fragm. de bell. Carol. M. contr. Sarac. v. 1011.) einfließen, als: „In der Mühle harpfen.“ (I. 122.) (Vgl. Freigedank, V. 1559 f.) „Guter Mann ist guter Seiden werth.“ (I. 115 a.) „Sind je doch Gedanken frei.“ (I. 121 b.) Vgl. Dietmar von Ast:“ Gedanken, die sind ledig frei.“ (I. 40 a.)

Gott, der ein rechter Richter heißet in der Schrift, sollte das geruhen, daß er die Getreuen von den Falschen schiede; hienieden noch, denn jenseits werden sie wohl gesondert. Gerne sähe ich an ihrer Etlichem ein Schandenmal, der sich dem Manne windet aus der Hand, recht wie ein Aal. O weh! daß Gott nicht zorniglich an denen wundert! Wer mit mir fährt von Hause, der fahr' auch mit mir heim! Des Mannes Muth soll fest seyn, als ein Stein, an Treue grad und eben, wie der Stab am Pfeile. (W. H d s. S. 151.)

So streng der Dichter hier und anderwärts gegen Alles eifert, was er für schlecht erkannt hat, so scharf er auch zu spotten versteht, so erscheint dennoch sein Innerstes ungemein weich und milde. In sittlicher Beziehung zeichnet ihn das Zartgefühl, ja die Aengstlichkeit aus, womit er vorzubeugen sucht, daß sein Straflied nicht mit dem Schuldigen zugleich den Unschuldigen verletze. (Z. B. I. 107 b. 6. 120 b. 3.) Er ist den Bösen versöhnlich, wenn sie sich bessern wollen. (I. 115. b. 4.) Er duldet manche Unfuge, obwohl er sich rächen könnte. (I. 121 b. 2.) Denen, die im Winter ihm Freude benommen, wünscht er doch, daß die Sommerzeit ihnen wohl bekommen möge. Er kann nicht fluchen, als das üble Wort: unselig! das wär' aber allzuviel. (I. 136. b. 3.)

Seine gedrückte Lage, seine Abhängigkeit von der Gunst oder Ungunst Andrer, hat ihn eingeschüchtert und er lebt sein wahrstes Leben nur in der Einsamkeit

und Heimlichkeit des Gemüths. Er hütet sich, daß nicht die Leute sein verdrieße, mit den Frohen ist er froh und lacht ungerne, wo man weinet. (I. 117. a. 1.) Er ist unschädlich froh, daß man ihm wohl zu leben gönne. Heimlich steht sein Herze hoch. (I. 114. a. 3.) Er scheut sich froh zu seyn, wenn es nicht Andre mit ihm sind, damit er nicht ihr Fingerzeigen leide. (I. 140 a. 1. v. u.) So verhehlt er auch sein Leid und stellt sich freudenreich (I. 140 b. 2. v. u.); damit hat er oft sich setbst betrogen und um der Welt willen manche Freude erlogen, dieß Lügen war aber löblich. (I. 139. b. 2.)

Seiner selbst mächtig zu seyn, gilt ihm für eine vorzügliche Tugend:

Wer schlägt den Löwen? wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet jenen und diesen?
Das thut Jener, der sich selber zwinget.
(I. 127 a.)

Vierter Abschnitt.

Otto IV. und Friedrich II. Walther empfängt ein Reichslehen. Der Truchseß von Singenberg.

Nach dem Tode Philipps von Schwaben wurde Otto von Braunschweig allgemein als König anerkannt. Um sich der Anhänger des hohenstaufischen Hauses zu versichern, beschloß er, sich mit Philipps verwaister Tochter Beatrix zu verloben. Auf der Fürstenversammlung zu Würzburg, 1209, empfieng Beatrix, von den Herzogen Leopold von Oesterreich und Ludwig von Baiern eingeführt, des Königs Kuß und Ring. Das Hinderniß der Verwandtschaft hatte der Pabst, auf den hohenstaufischen Friedrich in Sicilien argwöhnisch, gerne gehoben. Doch blieb die Vermählung ausgesetzt. Otto trat den Römerzug an und wurde im Weinmond 1209 von Innocenz III. als Kaiser gekrönt. Die Ansprüche der päbstlichen und der kaiserlichen Gewalt, der Platte und der Krone 32), waren sich aber zu

32) So bezeichnet Reinmar d. Alte (Man. I. 80 b.) die geistliche und die weltliche Macht.

sehr entgegengesetzt, als daß jemals ein gutes Vernehmen in die Dauer bestanden hätte. Die von Otto vorgenommene Herstellung der Reichsrechte in Italien war der Anlaß, daß sein bisheriges Einverständniß mit Innocenz sich in heftige Zwistigkeiten auflöste. Weil Otto befürchten mußte, daß der Pabst ihm in dem jungen Friedrich von Sicilien einen Gegenkönig aufstellen würde, brach er mit Heeresmacht in Apulien ein. Dagegen warf Innocenz auf ihn den Bannstral und erweckte in Deutschland durch den Erzbischof von Mainz eine Partei für den sicilischen Friedrich. Der König von Böhmen, die Herzoge von Oesterreich und von Baiern, der Landgraf von Thüringen und viele Andre erklärten den für den rechten König, dem man einst Treue geschworen, als er noch in der Wiege lag. Es wurden Boten abgeschickt, um Friedrichen nach Deutschland einzuladen.

Otto, der in Apulien große Fortschritte gemacht hatte, sah sich jetzt genöthigt, nach Deutschland zurückzukehren. Er beschleunigte seine Vermählung mit Beatrix, aber diese starb am vierten Tage nach der Hochzeit, und nun verließen auch die schwäbischen und bairischen Vasallen sein Heer.

Während er in Thüringen den Landgrafen, seinen vormaligen Anhänger, bekriegte, im Sommer 1212, kam Friedrich, jetzt fünfzehn Jahre alt, vom Segen des Pabstes begleitet, nach Ueberstehung großer Gefahren und Mühseligkeiten, über das unwegsamste

Alpgebirge zu Chur in Rhätien an. Der dortige Bischof und der Abt von Sankt Gallen geleiteten ihn nach Konstanz. Zu gleicher Zeit erschien am andern Ufer des Sees, zu Ueberlingen, Otto mit seinem Heer. Aber von Vielen verlassen, konnte dieser sich nicht mit seinem Gegner messen. Friedrich begab sich nach Basel, unter dem Beistand des Grafen von Kiburg und Andrer, denen er freigebig Lehen ertheilte. Von da zog er mit stets wachsendem Anhang den Rhein hinab. Otto mußte nach Sachsen entweichen und Friedrich empfieng auf dem Hoftage zu Mainz die Huldigung der Fürsten. Zu Frankfurt traf der Landgraf Hermann von Thüringen zu ihm. Friedrich ritt diesem Fürsten mit großem Gefolg entgegen, umarmte ihn, nannte ihn seinen Vater und führte ihn auf das ehrenvollste in die Stadt.

Auf welchem Wege Walther von der Vogelweide dem neuen Könige nahe gekommen seyn mag, wir treffen ihn jetzt, wie er in zwei Liedern zwischen Friedrich und Otto Vergleichung anstellt.

In dem einen versichert er spottweise: Herr Otte werde ihn noch reich machen. Ein Vater hat weiland seinem Sohne die Lehre gegeben: dem bösesten Manne zu dienen, damit der beste ihm lohne. Walther ist der Sohn, Otto ist der böseste Mann, denn so recht bösen Herrn hat der Dichter nie gehabt, König Friedrich aber ist der beste, der nun lohnen wird. (I. 130 a.)

Es erhellt aus diesem Liede, daß Walther zuvor auch Ottos Dienste nachgezogen.

Otto IV., stolz und kriegerisch, dabei allzu sehr von Geld entblößt, war freilich nicht der Mann nach dem Sinne der begehrlichen Sänger 33). Auch finden wir ihn nirgends unter den Beförderern des Gesanges aufgeführt. Friedrich II., dessen Vortheil es mit sich brachte, gefällig und freigebig aufzutreten, mußte unsrem Dichter um so mehr zusagen, als sich dieser vorher schon als einen Freund des hohenstaufischen Hauses gezeigt hatte.

Noch anschaulicher, als in dem vorerwähnten Liede, mißt Walther in dem nachstehenden die beiden Könige mit dem Maßstab der Milde gegen einander ab und zeigt, wie der junge Friedrich seinem Gegner über das Haupt gewachsen sey. Zum Verständniß dieses Gedichts muß bemerkt werden, daß Otto durch hohen Wuchs ausgezeichnet war. Der Abt von Ursperg führt sogar Ottos Stärke und hohe Gestalt als einen Grund an, der die Fürsten bewogen habe, ihn zum Throne zu berufen 34.)

---

33) Auf ihn und seine Sparsamkeit zielt vielleicht auch das weitere Spottgedicht Walthers: „Der König, mein Herre ꝛc.“ (I. 130 a.)

34) „— pro eo, quod superbus et stultus, sed fortis videbatur viribus, et statura procerus.“ *Chron Ursp.* Der Verfasser dieser Chronik ist ein eifriger Anhänger der hohenstaufischen Partei.

Ich wollte Herrn Otten Milde nach der Länge messen,
Da hatt' ich mich an der Maße ein Theil vergessen,
Wär' er so mild, als lange, er hätte der Tugend viel besessen.
Viel schiere maß ich ab den Leib nach seiner Ehre,
Da ward er viel gar zu kurz, wie ein verschroten Werk,
Mildes Muthes minder viel, denn ein Gezwerg,
Und ist doch von den Jahren, daß er nicht wachset mehre.
Da ich dem Könige brachte das Maß, wie er aufschoß!
Sein junger Leib ward beides: stark und groß.
Nun seht, was er noch wachse erst jetzo über ihn wohl
riesengroß!
(I. 130 a.)

schiere, bald, schleunig. verschroten, verhauen. Werk, irgend eine Kunstarbeit, eine Waffe ꝛc.

Dießmal aber ist es dem Dichter nicht um bloße Hofgunst, nicht um ein Geschenk an Geld oder Kleidern zu thun. Er ist des irren Lebens müde, ein Heimwesen soll ihm die Huld des Königs begründen. Lange genug ist er Gast gewesen, er sehnt sich darnach, Wirth zu heißen. Ein Reichslehen, wie wir bald sehen werden, ist es, worauf er abzielt:

Seyd willekommen, Herre Wirth! dem Grusse
muß ich schweigen.
Seyd willekommen, Herre Gast! da muß ich sprechen oder neigen.
Wirth und heim sind zween unschämeliche Namen.
Gast und Herberge muß man sich viel ofte schamen.
Noch müsse ich erleben, daß ich den Gast auch grüsse,
So daß er mir, dem Wirthe, danken müsse!

Seyd heutnacht hie, seyd morgen dort! was
Gauckelfuhre ist das!
Ich bin heim oder ich will heim, das tröstet baß.
Gast und Schach kommt selten ohne Haß:
Herre! büsset mir des Gastes, daß euch Gott des Schaches büsse. (I. 131 b.)

Wirth, Hausherr, Bewirther. da muß ich sprechen ꝛc. auf solchen Gruß muß ich antworten oder mich dankend verneigen. unschämeliche, deren man sich nicht zu schämen hat. schamen, schämen. Gauckelfuhre, Gauckelwesen, Gauckelei. Schach, das Schachbieten. Das Gegenüberstehn der beiden Könige, Friedrich und Otto, wird dem Schachspiele (worauf Walther auch sonst anspielt, I. 137 a. 138 b.) verglichen. Der Dichter wünscht dem Erstern, daß ihn der Letztere nicht in Schach setze. kommt selten ohne Haß, wird selten gerne gehört. büsset mir ꝛc. erlöset mich ꝛc.

Noch dringender spricht der Dichter sein Anliegen mit Folgendem aus:

Von Rome Vogt, von Pulle König! laßt euch erbarmen,
Daß man bei reicher Kunst mich lässet also armen! 35)
Gerne wollte ich, möchte es seyn, bei eigenem Feuer erwarmen.
Ahi! wie ich dann sänge von den Vögeleinen,
Von der Heide und von den Blumen, wie ich weiland sang!
Welch schönes Weib mir gäbe dann ihr Habedank,
Der ließe ich Lilien und Rosen aus den Wänglein scheinen.

---

35) „Soll ich so bei reicher Kunst verarmen und verderben!" Der Mysnere. (DXCIV.)

Nun reite ich früh und komme nicht heim; Gast, weh dir, weh!
So mag der Wirth wohl singen von dem grünen Klee.
Die Noth bedenket, milder König, daß eure Noth zergeh'! (I. 131 a.)

Von Rome Vogt, häufig vorkommende Benennung der römischen Kaiser oder Könige. Pulle, Apulien, das jetzige Königreich Neapel. Heide, Aue.

Die Lieder rühren des Königes Herz. Der Wunsch ist erfüllt. Hören wir des Dichters Freude!

Ich hab' mein Leben, all die Welt! ich hab' mein Leben!
Nun fürchte ich nicht den Hornung an die Zehen
Und will alle böse Herren desto minder flehen.
Der edle König, der milde König, hat mich berathen,
Daß ich den Sommer möge Luft, den Winter Hitze han.
Nun dünke ich meinen Nachbarn vieles baß gethan
Sie sehen mich nicht mehr an in Unholds Weise, wie sie weiland thaten.
Ich bin zu lange arm gewesen, ohne meinen Dank,
Ich war so voller Scheltens, daß mein Athem stank,
Den hat der König gemachet rein und dazu meinen Sang. (I. 130 b.)

den Hornung ꝛc. die Winterkälte, das Erfrieren der Zehen. baß gethan, Comparativ von wohl-gethan, wohlgemacht, schön. ohne meinen Dank, wider meinen Willen. Ich war so ꝛc. Der Dichter drückt aus, wie anhaltendes Ungemach ihn menschenfeindlich gemacht und sein Lied verbittert. Die frohere Stimmung wird jetzt auch seinen Gesang freundlicher machen.

Noch ein andres Lied, dessen wir früher schon zu erwähnen hatten, feiert den glücklichen Wechsel des

Schicksals. Wir sehen hier den Sänger mit der Geige, eine Tanzweise aufspielend:

Da Friedrich aus Oesterreiche also warb,
Daß er an der Seele genas und ihm der Leib erstarb,
Da führt' er meiner Kraniche Tritt in die Erde.
Da gieng ich schleichend wie ein Pfau, wohin ich gieng.
Das Haupt mir nieder bis auf meine Kniee hieng:
Nun richt' ich es auf nach vollem Werthe.
Ich bin wohl zu Feuer kommen,
Mich hat das Reich und auch die Kron' an sich genommen,
Wohlauf! wer tanzen wolle nach der Geigen!
Mir ist meiner Schwere Buß',
Erst will ich eben setzen meinen Fuß
Und wieder in ein Hochgemüthe steigen.
(W. Hds. S. 170.)

Da führt' er rc. da macht' er, daß ich meine Kraniche, Schnabelschuhe, nachdenklich in die Erde drückte. nach vollem Werthe, mit vollem Rechte. meiner Schwere Buß', meiner Noth Erleichterung. eben setzen, das Gegentheil des vorigen in die Erde führen.

Diese Liederreihe dürfen wir nicht verlassen, ohne ein Gedicht des Sankt Gallischen Truchsessen von Singenberg 36) anzuführen, das einem der vorstehen-

---

36) Ein Truchseß Ulrich von Singenberg erscheint in Sankt Gallischen Urkunden von 1219 und 1228. v. Arx I. 458. 459. Ulrich hieß auch, nach Tschudy, der Letzte des Geschlechts, der um 1267 starb. „Obi-

den nachgebildet ist und sich auf dasselbe bezieht. Wie dort Walther den Vogt von Rom und König von Apulien anruft, so hier der Truchseß den Vogt der Welt und König des Himmels. Der Truchseß stellt dem mißlichen Loose Walthers sein eigenes behagliches und unabhängiges Leben gegenüber und bittet Gott, ihm dieses zu erhalten:

Der Welte Vogt, des Himmels König! ich lob' euch gerne,
Daß ihr mich habt erlassen, daß ich nicht lerne,
Wie Dieser und Der an fremder Statt zu meinem Gesange scherne.
Mein Meister klaget so sehre von der Vogelweide,
Ihn zwinge dieß, ihn zwinge das, das mich noch nie bezwang;
Das machet, daß ich mich so kaume von dem Meinen scheide,
Mir geben denn hohe Herren und ein schönes Weib ihr Habedank.
So reite ich spät und komme doch heim; mir ist nicht zu weh,

---

tus *Rudolfi* Dapiferi militis de Eggon inter Blidegge et Singinberc" kömmt in dem 1272 geschriebenen Necrolog. Tuisburg. (*Goldast*, Script. Rer. Alam. T. I. p. 100.) vor. — In dem scherzhaften Gespräche zwischen Vater und Sohn, welches sich unter den Liedern des Truchsessen von St. Gallen (Pf. Hds. Nr. 357. Bl. 18 b.) findet, wird der Sohn: **Rüdelin!** angeredet.

Da singe ich von der Heide und von dem grünen Klee.
Das stetet ihr mir, milder Gott, daß es mir nicht zergeh'!
(W. Hds. S. 149.) 37)

an fremder Statt, an fremdem Orte. scherne, blicke, drein schaue, urtheile. zwinge, quäle. so kaume ꝛc. nicht leicht mein Heimwesen verlasse. stetet, erhaltet, festigt.

---

37) In der Maness. Samml. I. 154 a. ist die Reimstellung des Lieds auf die Form des Gedichts von Walther zurückgeführt, welchem jenes nachgebildet ist.

Fünfter Abschnitt.

Walthers Minnesang.

Walther hat den König versichert, wenn er seines Wunsches gewährt, wenn ihm eine Heimath geschaffen würde, dann wollte er singen von Vögelein, von der Heide, von Blumen und von schönen Frauen. Er bezeichnet damit die Bestandtheile des Minnesangs und giebt uns Anlaß, nunmehr seine eigentlichen Minnelieder zu betrachten.

Wir finden denn auch bei ihm jene bekannten Gattungen und Formen des Minnelieds: spielende Wonne und sehnendes Leid in Sommer und Winter, dienstliches Werben, Gespräch zwischen Ritter und Frau, Meldung des Boten, Trennung der Liebenden, wenn der Tag durch die Wolken scheint, Hülfruf an Frau Minne, Klage über die Merker, ein verhaßtes Geschlecht, das die Freuden der Liebe belauert und stört.

Gerne jedoch würden wir selbst den Merker spielen, wenn wir hoffen könnten, auch hier etwas Geschichtliches aus dem Leben des Dichters zu erspähen. Aber er ist behutsam, er führt uns irre und verspottet uns.

Mancher fragt ihn: wer die Liebe sey, der er diene und bis daher gedient? Wenn ihn dieses verdrießt, so spricht er: „ihrer sind drei, denen ich diene, und nach der vierten habe ich Wunsch." Doch weiß es sie alleine wohl, der er vor ihnen allen dienen soll. (I. 110 b.)

Ein andermal fertigt er die Neugierigen so ab:

Sie fragen und fragen aber allzuviel
Von meiner Frauen, wer sie sey?
Das mühet mich so, daß ich sie ihnen nennen will,
So lassen sie mich doch darnach frei.
Genade und Ungenade, diese zweene Namen
Hat meine Fraue beide, die sind ungeleich:
Der eine ist arm, der andre reich.
Der mich des reichen irre, der müsse sich des armen schamen! (I. 122 a.)

Genade, Gnade, Liebesgunst, Erhörung. ungeleich, ungleich. irre, hinderlich sey. schamen, zu schämen haben.

Dennoch scheinen die Merker auf eine Spur gekommen zu seyn. Man wirft ihm vor: daß er seinen Sang so nieder wende. Er muß sich und die Geliebte vertheidigen. Die, sagt er, traf die Minne nie, die nach dem Gute und nach der Schöne minnen. Doch du bist schön und hast genug. Was sie reden, ich

bin dir hold und nähme dein gläsen Fingerlein 38) (Fingerring) lieber als einer Königin Gold. (I. 117 a.)

Auch ein Name wird genannt:

Meines Herzens tiefe Wunde,
Die muß immer offen stehn,
Sie werde denn heil von Hiltegunde.
(I. 136 b.)

Von sich selbsten gesteht Walther, daß er nicht aller Männer schönster sey; sein Haupt sey nicht allzu wohlgethan. Es nimmt ihn Wunder, was ein Weib an ihm ersehen. Sie hat doch Augen, hat ihr Jemand von ihm gelogen, so beschaue sie ihn baß. Wo sie wohnt, da wohnen wohl tausend Männer, die viel schöner sind. Nur daß er auf Fuge (Sitte, auch Kunst) sich ein weniges versteht. Will sie aber Fuge für die Schönheit nehmen, so ist sie viel wohlgemuth. (I. 139 a.)

Im Allgemeinen hat er von der Minne allerdings einen hohen Begriff. Der verlieret seine Tage, dem nie von rechter Liebe ward weder wohl noch weh. Minne ist ein Hort aller Tugenden, ohne Minne wird nimmer ein Herz recht froh. Ja! ohne Minne kann Niemand Gottes Huld erwerben. (I. 104 a. 127 a.)

---

38) Ein gläsen Fingerlein bezeichnet auch im Tristan (v. Grootes Ausg. V. 16883.) eine Sache von sehr geringem Werth.

Er ermahnt die Jugend, nach Herzeliebe zu werben. (I. 108 a.) Wer Würde und Freude erwerben will, der diene um gutes Weibes Gruß. (I. 109 b.) Wer gutes Weibes Minne hat, der schämt sich aller Missethat. Was hat die Welt zu geben Lieberes, denn ein Weib? (I. 108 b.) Den Fürsten hält er als Lohn ihrer Tugenden vor, von den reinen, süßen Frauen gelobt zu werden. (I. 133 a.) Er verwahrt sich gegen die Anschuldigung, als hätte er in seinem Sange guter Frauen übel gedacht, und er ruft männiglich zu Zeugen auf, ob deutschen Weiben Jemand je besser gesprochen? Daß er die Guten von den Bösen scheide, das nur erzeuge den Haß. (I. 120 b.) Sein begeistertes Lob deutscher Frauen, worauf er sich hier beziehen mag, ist zuvor ausgehoben worden. Man soll alle Weiber ehren, aber doch die besten baß, behauptet er anderswo. (I. 110 b.) Die Regeln der Weisheit und Ehre, die er in einem seiner Lieder giebt, schließt er mit den Worten: „willt du das Alles übergülden, so sprich wohl den Weiben!“ (I. 133 b.) Von der Frau seines Herzens sagt er: sie entfremde ihm alle andre, nur daß er um ihretwillen alle ehren müsse. (I. 124 a.) Der Gedanke an gute Frauen ist ihm ein Trost in böser Zeit:

Wer verhohl'ne Sorge trage,
Der gedenke an gute Weib, er wird erlost,
Und gedenke an lichte Tage!
Die Gedanken waren stets mein bester Trost.

Gegen den finstern Tagen hab' ich Noth,
Nur daß ich mich richte nach der Heide,
Die sich schämt vor Leide,
So sie den Wald sieht grünen, so wird sie immer roth.
(I. 114 b.)

erlost, erlöst. gegen, vor. hab' ich Noth, banget mir.

Gleichwohl ist es nicht die tiefere und anhaltende Leidenschaft, die zärtliche Innigkeit, das Versinken in einem Gefühle, was Walthers Minnelieder auszeichnet, zumal wenn sie in dieser Beziehung mit den Liedern andrer vorzüglichen Minnesänger, z. B. Reinmars des Alten oder Heinrichs von Morunge, verglichen werden. Es ist sogar nicht zu läugnen, daß mehrere an einer gewissen Trockenheit leiden. Das Selbstbewußtseyn, die Ueberlegung ist in manchen sehr vorherrschend. Einige Male giebt er der Geliebten zu verstehen, wenn sie ihm nicht hold seyn wolle, so werde er sich anderwärts zu helfen wissen. Sie möge aber bedenken, daß nicht leicht Jemand besser, denn er, sie loben könne. (I. 123 b.) Doch drückt er dieses noch zärtlich genug aus, wenn er sagt: Ihr Leben hat meines Lebens Ehre, tödtet sie mich, so ist sie todt. (I. 124 b.) Er vermißt sich sogar, um die schönen Tage zu klagen, die er an ihr versäumt habe. Noth und Ungemach um der Liebe willen zu leiden, würde ihn nicht so sehr bekümmern, als verlorene Zeit. (I. 118 a.) Ja! er sagt einmal: Minne habe von ihm in der Woche je nur den siebenten Tag. (I. 120 a.)

Hiebei darf nun aber nicht übersehen werden, daß er den Minnesang bis in ein sehr vorgerücktes Alter fortgesetzt. Auch in der Minne vermißt er eine verschwundene bessere Zeit: Hiebevor, da man so recht minnigliche warb, da waren meine Sprüche auch freudenreich; seit daß die minnigliche Minne also verdarb, seit sang auch ich ein Theil unminniglich. (I. 116 b.) Er klagt, daß Falschheit überhandgenommen. Seit man falscher Minne mit so süßen Worten gehrt, kann ein Weib nicht wissen, wer sie meine. Der die Weiber allererst betrog, der hat an Männern und Weibern missefahren. (I. 104 a.) Aber auch die Frauen erkennt der Dichter schuldig: daß die Männer so übel thun, das ist gar der Weiber Schuld. Hievor stand der Frauen Muth auf Ehre, jetzt sieht man wohl, daß man ihre Minne mit Unfuge erwerben soll. (I. 107 b.) Das thut uns Männern den meisten Schaden, daß wir den Weibern gleich lieb sind, wir seyen übel oder gut. Unterschieden sie uns, wie vormals, und ließen auch sich unterscheiden, das frommte uns vieles mehr, Männern und Weibern beiden. (I. 116 b.)

Walther bedauert ein schönes Weib, daß ihr die Schönheit nichts nütze, seit man nicht mehr gewohnt sey, innern Werth bei Schönheit zu finden:

Ich will Einer helfen klagen,
Der doch Freude ziemte wohl,
Daß in also falschen Tagen
Schönheit Tugend verlieren soll.

Hiebevor wär' ein Land erfreuet über ein so schönes
Weib:
Was soll Der nun schöner Leib? (I. 140 a.)

Aber nicht bloß in diesem Rückblick auf verlebte Zeiten zeigt sich uns der Dichter als einen bejahrten Mann. Er giebt es noch näher. Minne, sagt er, hat einen Brauch, damit sie Manchen beschwert, den sie nicht beschweren söllte. Ihr sind vier und zwanzig Jahr viel lieber, denn ihr vierzig sind, sie stellet sich viel übel, sieht sie irgend graues Haar 39). Minne war so ganz die Meine, daß ich wohl wußte all ihr Geheimniß. Nun ist mir so geschehen: kommt ein Junger jetzo her, so werde ich mit zwerchen Augen schielend angesehen. Armes Weib! wes mühet sie sich? Weiß Gott! ob sie auch Thoren trüget, sie ist doch älter viel, denn ich. (I. 120 a.)

Noch mehr! Walther versichert, wohl vierzig Jahre und drüber habe er von Minne gesungen. (I. 122 b.) Darum auch kein Wunder, wenn manche seiner Lieder nicht mehr die Frische jugendlichen Lebens athmen! Er sagt sich am Ende feierlich von der Minne los; sein Minnesang möge nun Andern dienen und ihre Huld werde dafür sein Theil. Er segnet sich, daß

---

39) „Die Weiber hassen graues Haar" — führt schon Heinrich von Veldecke (Man. I. 20 a.) als ein altes Sprichwort an.

er auf der Welt so Manche froh gemacht, Mann und Weib. Aber von der vergänglichen Minne, die nichts weiter ist, als vom Fische der Grat, wendet er sich jetzt zu der steten, ewigen. (I. 123 a.)

Wir müssen jedoch zurückkehren, um nun auch die Lichtseite seines Minnesanges darzulegen. Wenn dieser Dichter nicht in derjenigen Gattung von Minneliedern voransteht, deren Seele die innigste Empfindung ist, so ergreift er dagegen auch hier durch die sinnliche Kraft seiner Darstellung, durch die Anschaulichkeit und den Farbenglanz seiner Lebensbilder; Vorzüge, die er uns schon anderwärts bewährt hat. Es sind in dieser Beziehung einige etwas muthwillige Lieder nicht minder auszuheben, als andre von würdiger und hoher Art.

Zuerst eine Tanzweise, ein Reigen:

„Nehmet, Fraue, diesen Kranz!" —
Also sprach ich zu einer wohlgethanen Magd —
„So zieret ihr den Tanz
Mit den schönen Blumen, so ihr's auf euch tragt.
Hätt' ich viel edel Gesteine,
Das müßt' auf euer Haupt,
Ob ihr mir es glaubt.
Seht meine Treue, daß ich es meine!"

„Fraue! ihr seyd so wohlgethan,
Daß ich euch mein Schapel gerne geben will,
Das allerbeste, das ich kann.
Weißer und rother Blumen weiß ich viel;

Die stehn so ferne in jener Heide,
Da sie schön entsprangen
Und die kleinen Vögel sangen,
Da soll'n wir sie brechen Beide."

Sie nahm, das ich ihr bot,
Einem Kinde viel geleich, dem Ehr' geschieht.
Ihre Wangen wurden roth,
Wie die Rose, da man sie bei Lilien sieht;
Des mußten die lichten Augen sich schämen.
Da neigte sie mir viel schöne,
Das ward mir zu Lohne;
Wird mir noch mehr, das will ich schweigend nehmen.
(I. 125 a.)

sehet meine Treue, man denke sich hiebei die Bewegung des Schwörens oder des Handschlags. meine, ernstlich meine. Schapel, Kranz, Kopfschmuck. geleich, gleich.

Wie es mit dem Blumenbrechen 40) gemeint sey, verräth ein weiteres Lied, an dem der hörbare Wohllaut der Singweise zu bewundern ist:

Unter der Linden, an der Heide,
Da unser Zweier Bette was,
Da möget ihr noch finden, schöne beide,
Gebrochen Blumen unde Gras,

---

40) Anderswo singt Walther:

Müßte ich noch erleben, daß ich die Rosen
Mit der Minniglichen sollte lesen,
So wollt' ich mich so mit ihr erkosen,
Daß wir immer Freunde müßten wesen.
(I. 137 b.)

Vor dem Walde, in einem Thal,
Tandaradai!
Schöne sang die Nachtigall.

Ich kam gegangen zu der Aue,
Da war mein Friedel kommen eh'.
Da ward ich empfangen, hehre Fraue!
Daß ich bin selig immermeh.
Er küßte mich wohl tausendstund,
Tandaradai!
Seht, wie roth mir ist der Mund!

Da hatt' er gemachet, also reiche,
Von Blumen eine Bettestatt.
Des wird noch gelachet, inniglíche,
Kommt Jemand an denselben Pfad;
Bei den Rosen er wohl mag —
Tandaradai!
Merken, wo das Haupt mir lag.

Ein andrer Dichter wendet sich so an ihn:
Hör' an, Walther, wie es mir staht,
Mein traut Geselle von der Vogelweide!
Hülfe suche ich und Rath,
Die Wohlgethane thut mir viel zu Leide.
Könnten wir ersingen beide,
Daß ich mit ihr müßte brechen Blumen an der lichten Heide! (I. 140 a.)

Vgl. Reinmar, I. 81 b. Nithart, II. 81 a. Hadloub, II. 194 b. 195 b. Schön sagt König Wenzel von Beheim, I. 2 b.:

Ich brach der Rosen nicht und hatt' ihr doch Gewalt.

Daß wir da lagen, wüßt' es Jemand,
Das hüte Gott! so schämt' ich mich.
Wes wir da pflagen, nimmer Niemand
Befinde das, denn er und ich
Und ein kleines Vögelein!
Tandaradai!
Das mag wohl getreue seyn. (I. 113 b.)

was, war. schöne beide, Beiwort des nachfolgenden: Blumen und Gras. Friedel, Liebster. hehre Fraue! wohl nicht Anrede an eine Vertraute, sondern Ausruf zu Marien. immermeh, immermehr, immerfort. tausendstund, tausendmal. getreue, verschwiegen.

Wir lassen noch einige der kleineren Liebeslieder folgen:

Mich däuchte, daß mir nimmer
Lieber würde, denne mir zu Muthe was.
Die Blumen fielen immer
Von dem Baume bei uns nieder in das Gras.
Seht! da mußte ich vor Freuden lachen.
Da ich so innigliche
War im Traume reiche,
Da taget' es und mußt' ich wachen. (I. 137 a.)

Daß ich dich so selten grüsse,
Das ist ohn' alle arge Missethat.
Ich will wohl, daß zürnen müsse
Lieb mit Liebe, wo es von Freundes Herzen gaht.
Trauren und werden froh,
Sanfte zürnen, sehre sühnen:
Das ist der Minne Recht, die Herzeliebe will also.
(I. 123 b.)

In einem zweifelichen Wahn
War ich gesessen und gedachte,
Ich wollte von ihrem Dienste gahn,
Nur daß ein Trost mich widerbrachte.
Trost mag es doch nicht heißen, es
Ist viel kaum ein Tröstelein,
So kleine, wenn ich euch das sage, ihr spottet mein;
Doch freuet sich selten Jemand, der nicht wisse: wes.

Mich hat ein Halm gemachet froh,
Er sagt: ich solle Gnade finden.
Ich maß dasselbe kleine Stroh,
Wie ich zuvor gesehn bei Kinden.
Höret und merket, ob sie's denne thu'?
Sie thut nicht, sie thut! sie thut nicht, sie thut!
sie thut nicht, sie thut!
Wie oft ich also maß, war stets das Ende gut.
Da gehört auch Glaube zu. (I. 142.)

Einen höheren Schwung nimmt das nachfolgende Mailied:

So die Blumen aus dem Grase dringen,
Gleich als lachten sie gegen der spiel'nden Sonnen,
In einem Maien, an dem Morgen fruh,
Und die kleinen Vögelein wohl singen
In der besten Weise, die sie können:
Was Wonne kann sich da vergleichen zu?
Es ist wohl halb ein Himmelreiche,
Nun sprechet Alle, was sich dem vergleiche!
So sage ich, was mir ofte baß
In meinen Augen hat gethan und thäte auch noch, er-
sähe ich das:

Wo eine edele Fraue, schöne, reine,
Wohl bekleid't und dazu wohl gebunden,
Um Kurzeweile zu viel Leuten geht,
Höfelichen, hochgemuth, nicht eine,
Um sich sehend ein wenig unterstunden,
Gleich wie die Sonne gegen den Sternen steht.
Der Maie bringe uns all sein Wunder!
Was ist denn da so Wonnigliches unter,
Als ihr viel minniglicher Leib?
Wir lassen alle Blumen stehn und gaffen an das werthe Weib.

Nun wohlauf! wollt ihr die Wahrheit schauen,
Gehn wir zu des Maien Hochgezeite!
Der ist mit aller seiner Wonne kommen.
Seht an: ihn! und seht an: schöne Frauen!
Welches hie das Andre überstreite?
Das bessre Spiel, ob ich das habe genommen?
Wer mich hie Eines wählen hieße,
Daß ich das Eine um das Andre ließe:
Ahi! wie schnell ich danne köre!
Herr Mai! ihr müßtet Märze seyn, eh' ich meine Fraue da verlöre. (I. 116 a.)

wohl gebunden, mit schönem Gebände, Kopfband. zu viel Leuten, unter die Leute, zu einer festlichen Versammlung. nicht eine, nicht allein, mit Begleitung. unterstunden, zuweilen. Hochgezeite, Fest. köre, wählte.

Die Reihe der Minnelieder schließen wir mit zwei Gesätzen, welche, ganz ihrem Inhalt gemäß, in einer von jenen volltönenden Weisen gedichtet sind, womit sonst der Dichter die Könige zu begrüssen pflegt:

Durchsüsset und geblümet sind die reinen Frauen,
Es ward nie nichts so wonnigliches anzuschauen
In Lüften, auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien, Rosenblumen, wo die leuchten
Im Maienthaue durch das Gras, und kleiner Vögelein Sang,
Das ist gegen solcher wonnereicher Freude krank.
Wo man ein' schöne Fraue sieht, das kann trüben Muth
erfeuchten
Und löschet alles Trauren an derselben Stund'.
So lieblich lachet in Liebe ihr süßer rother Mund,
Und Strale aus spiel'nden Augen schießen in Mannes
Herzensgrund. (I. 130 a.)

krank, schwach. erfeuchten, erfrischen. Strale, Pfeile.

Viel süße Fraue, hochgelobt mit reiner Güte!
Dein keuscher Leib giebt schwellend Hochgemüthe.
Dein Mund ist röther, denn die lichte Rose in Thaues
Blüthe.
Gott hat gehöhet und gehehret reine Frauen,
Daß man ihn'n wohl soll sprechen und dienen zu aller
Zeit.
Der Welte Hort mit wonniglichen Freuden leit
An ihnen. Ihr Lob ist lauter und klar. Man soll sie
schauen;
Für Trauren und für Ungemüthe ist nichts so gut,
Als anzusehn ein' schöne Fraue, wohlgemuth,
Wenn sie aus Herzensgrund ihrem Freunde ein lieblich
Lachen thut.
(I 130 b.)

wohl sprechen, Gutes von ihnen sprechen. leit, liegt. Ungemüthe, Unmuth.

Ein Ueberblick über diese Minnelieder giebt uns den Eindruck, daß in denselben der Dichter nicht von seinem Gegenstande beherrscht sey, sondern diesen mit Freiheit ausser sich stelle. Zumal in den ausgehobenen Gedichten höheren Styls betrachtet er die Schönheit und den Werth der Frauen, fast ohne eigenen Anspruch, als eine glänzende Erscheinung, die er in das Ganze seiner Weltanschauung aufnimmt.

Sechster Abschnitt.

Der Hof zu Wien. Leopold VII. Der Kärnthner. Der Patriarch. Ulrich von Lichtenstein.

In welcher Gegend das Lehen gelegen, das Friedrich II. dem Dichter ertheilte, darüber giebt dieser keinen Aufschluß. Auch die Zeit der Belehnung ist ungewiß. Geraume Zeit nach Friedrichs Ankunft in Deutschland läßt Walther sich wieder am Hofe von Oesterreich treffen.

Es mag seyn, daß er am Hofe Leopolds VII., der seinem Bruder Friedrich, dem Gönner des Dichters, im Herzogthum nachgefolgt war, mehrmals und zu sehr verschiedenen Zeiten sich aufhielt. In Ermangelung bestimmterer Anzeigen müssen wir uns jedoch begnügen, die Gedichte, welche den Hof zu Wien betreffen, um den einen Zeitpunkt zu sammeln, der mit einiger Sicherheit angegeben werden kann. Diejenigen, welche sich auf den benachbarten Hof von Kärn-

then beziehen, stehen mit erstern in genauem Zusammenhang.

Leopold VII. (der Glorreiche), Herzog von Oesterreich und Steier, ist derjenige, den im Kriege auf Wartburg Heinrich von Ofterdingen vor allen Fürsten preist. Er legt Leopolds Tugend auf die Wage und fodert die andern Sänger auf, solche mit dreier Fürsten Milde aufzuwägen. Der von Oesterreich wünsche sich vier Hände, damit, während er mit zweien gegen die Feinde kämpfe, zwei andre den gehrenden Leuten Gabe spenden können. Als er gegen den König von Ungarn den Schild an den Arm genommen, habe er zugleich zu seinem Kämmerer gesprochen: Nun schaffe, daß den Gehrenden ihre Pfänder gelöst werden! (Man. II. 1 a. 4 a.)

Drei Sorgen hat unser Dichter sich genommen, dreierlei Dinge möcht' er gewinnen. Das eine ist Gottes Huld, das andre seiner Frauen Minne, das dritte, das sich mit Unrecht manchen Tag seiner erwehrt, ist der wonnigliche Hof zu Wien. Er will nimmer rasten, bis er diesen verdient. Dort sah man Leopolds Hand geben, ohne daß sie des erschrack. (I. 105 b.)

Näher rückt er mit folgendem Liede:

Mir ist versperrt des Heiles Thor,
Da steh' ich als ein Waise vor,
Mich hilfet nicht, was ich daran auch klopfe.

Wie möcht' ein Wunder größer seyn:
Es regnet beidenthalben mein,
Daß mir des alles nimmer wird ein Tropfe!
Des Fürsten Milde aus Oesterreich
Freuet, dem süssen Regen gleich,
Beide: Leute und auch das Land.
Er ist eine schöne wohlgezierte Heide,
Darab man Blumen brichet wunder.
Und bräche mir ein Blatt da herunter
Seine viel milde, reiche Hand,
So möchte ich loben die viel süsse Augenweide.
Hiemit sey er an mich gemahnt!

(I. 128 a.)

beidenthalben mein, zu meinen beiden Seiten. wunder, wunderviel.

Es ist wahrscheinlich, daß Walther einmal von Kärnthen aus gegen Wien angedrungen. In Kärnthen war Bernhard, aus dem Geschlechte der Grafen von Lavantthal, von 1202 bis 1256 am Herzogthum 41). In ihm finden wir den Kärnthner unsres Dichters, den fürstlichen Freund des Gesanges, auf welchen auch im Titurel angespielt wird 42). Der Aufenthalt am Hofe dieses Fürsten wurde Walthern,

41) *Frölich*, Specimen Archontologiæ Carinthiæ. Vienn. etc. 1758. p. 4.

42) „Ob mir ein Fürst aus Kärnthen giebt die Miethe."
Titur. Cap. 15.
Freilich kann der Titurel in seiner jetzigen Gestalt nur mit Vorsicht gebraucht werden.

wie es scheint, durch Hofränke und Kunstneid verleidet. Er hat des Kärnthners Gabe oft empfangen, aber einmal geschah es, daß ihm die Kleider nicht gegeben wurden, die ihm der Fürst bestimmt hatte. Daraus entstanden Mißverständnisse, deren Erzählung der Dichter mit den Worten schließt:

Dieser Zorn ist ohn' alle Schulde, weiß Gott, unser beider. (I. 132 a.)

Ein andermal beklagt er sich, daß man am Hofe seinen Sang verkehre 43). Er eifert gegen solche Schälke, zeigt sich zum weitern Gefechte gerüstet, bittet jedoch den Fürsten, selbst die Sache zu untersuchen:

Frage, was ich habe gesungen, und erfahr' uns, wer's verkehre! (Ebd.)

Die Gegner scheinen aber gesiegt zu haben und hieher kann es bezogen werden, wenn der Dichter sich jetzt an den Herzog von Oesterreich wendet:

In nomine domini! ich will beginnen, sprechet Amen!
Das ist gut für Ungelücke und für des Teufels Samen.
Daß ich nun singen müsse in dieser Weise also,

43) Ueber das Verkehren des Gesanges, d. h. das Mißdeuten, Entstellen, wohl auch Parodiren desselben, hat auch der Hardegger zu klagen:

Wer mir verkehret, das ich heure von dem Kaiser sang ꝛc. (Man. II. 121 b.)

Vgl. v. Singenberg. (I 156 b. 3.)

Wer

Wer höfischen Sang und Freude störe, daß der werde
unfroh!
Ich habe wohl und hofelich daher gesungen,
Mit der Höfischheit bin ich nun verdrungen,
Daß die Unhöfischen nun zu Hofe werther sind, denn ich.
Das mich ehren sollte, das unehret mich.
Herzog aus Oesterreiche, Fürste, nun sprich!
Du wendest es alleine, sonst verkehre ich meine Zungen.
(I. 131 b.)

verkehre ich ꝛc. d. h. singe auch ich unhofelich.

In einem ähnlichen Liede droht er, sich jetzt auch des scharfen Sanges befleißen zu wollen:

Da ich stets mit Furchten bat, da will ich nun gebieten,
Ich sehe wohl, daß man Herrengut und Weibesgruß
Gewaltiglich und ungezogenlich erwerben muß.

Er beschwert sich weiter, wenn er seinen höfischen Sang singe, so klagen sie es Stollen, vermuthlich einem von den unhöfischen Verkehrern seines Gesangs. Der Schluß des Liedes geht wieder auf den Herzog Leopold:

Zu Oesterreiche lernte ich singen und sagen,
Da will ich mich allererst beklagen.
Finde ich an Lüpold höfischen Trost, so ist mir mein
Muth entschwollen.
(I. 131 b. f.)

Mehrere Lieder zeigen uns nun den Dichter wirklich an dem ersehnten Hofe zu Wien. Einige derselben gestatten eine ungefähre Zeitbestimmung, nament-

lich beziehen sich zwei davon auf den Kreuzzug des Herzogs.

Leopold VII. ließ sich schon 1208 mit mehreren Edeln des Landes zu Neuenburg mit dem Kreuze zeichnen. Im Jahr 1213 begab er sich mit großem Gefolge nach Spanien, um die Mauren zu bekriegen. Sodann im Jahr 1217 fuhr er mit dem Könige von Ungarn und vielen Andern nach dem heiligen Lande. Dort betrieb er die Belagerung von Damiata, kehrte aber, bevor noch diese Stadt eingenommen war, im Jahr 1219 nach Oesterreich zurück 44). Walther feiert des Herzogs glückliche Heimkehr. Ihr seyd wohl werth, sagt er, daß wir die Glocken gegen euch läuten, dringen und schauen, als ob ein Wunder kommen sey; ihr kommet uns sünden- und schandenfrei, drum sollen wir Männer euch loben und die Frauen sollen euch kosen. Im Uebrigen geht das Lied darauf hinaus, daß der ehrenvolle Empfang den Herzog für den Vorwurf entschädigen solle, als hätte es seiner Ehre angestanden, noch länger über Meer zu bleiben. (I. 135.)

Nach der Rückkehr des Herzogs ist ein Lied gedichtet, worin die Kargheit des österreichischen Adels gerügt wird. Als Leopold spart' auf die Gottesfahrt, da sparten sie alle, als wagten sie nicht zu geben.

---

44) *Chron. Claustro-Neoburg.* ad ann. 1208-1219.

Das war billig, daß sie ihn an Milde nicht überhöhen wollten; man soll immer nach dem Hofe leben. Die Helden aus Oesterreich hatten stets gehofeten Muth. Sie behielten ihm zu Ehren, das war gut. Nun gebet ihm zu Ehren, wie er nun thut, und lebet nach dem Hofe, so ist eure Zucht unbescholten! (I. 132 b.)

In einem andern Gedichte lehnt Walther es ab, den Herzog nach dem Walde zu begleiten. Zu Felde folgt er ihm gern, zu Walde nicht. Zu Walde will ihn der Herzog, Walther hat stets bei Leuten gelebt. Selig sey der Wald und die Heide, da möge Leopold mit Freuden leben! Zieh' er dahin, Walthern lass' er bei Leuten, so haben sie Wonne beide. (I. 132 b.)

Aeusserst wohl ergeht es dem Dichter um diese Zeit. Er benennt dreier Fürsten Höfe, so lang er diese weiß, braucht er nicht um Herberge fern zu streichen, sein Wein ist gelesen und seine Pfanne sauset. Die drei Fürsten sind: der biderbe Patriarch; zuhand dabei Leopold, der Fürst zu Steier und Oesterreich, dem Niemand lebender zu vergleichen; der dritte: des vorigen Vetter, der wie der milde Welf gemuth ist, des Lob nach dem Tode besteht. (I. 133 b.)

Den Herzog Leopold kennen wir. Sein Vetter ist wohl niemand anders, als seines Vaters einziger Bruder, Heinrich, der bis in das Jahr 1223

lebte 45). Der biderbe Patriarch aber ist uns der Patriarch von Aquileja, Berthold, aus dem Geschlechte der Grafen von Andechs, der von 1218 an diese geistliche Würde bekleidete und erst 1251 starb 46).

Ein Blick in das Leben eines andern Dichters kann diese Verhältnisse erläutern. Ulrich von Lichtenstein, aus dem steirischen Geschlechte, das jetzt gefürstet ist, einer der liederreichsten Minnesänger, hat bekanntlich selbst sein ritterliches Leben in dem Buche: Frauendienst 47) beschrieben. Dieses Buch, dem geschichtliche Grundlage nicht abzusprechen ist, giebt die merkwürdigsten Aufschlüsse über die Sitten damaliger Zeit, über Minnedienst und Minnesang, besonders über das Leben und Treiben der Fürsten und des Adels in Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Istrien. Eben diese Gegenden, wo wir Walthern zuletzt getroffen, hat Ulrich von Lichtenstein, bald als

---

45) *Chron. cit.* ad ann. 1223. Wer der milde Welf sey, mit welchem Leopolds Vetter verglichen wird, getraue ich mir nicht zu bestimmen. Auch der Tanhuser (Man. II. 64 a.) gedenkt eines Welf von Schwaben unter den verstorbenen Fürsten, welche manchem Mann viel reicher Kleider gaben.

46) *Frölich* l. c. Tab. IV.

47) Frauendienst ꝛc. Nach einer alten Hdschr. bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. Stuttg. u. Tüb. 1811. Ein Abdruck der Urschrift dieses wichtigen Denkmals wird noch immer vermißt.

Königin Venus, bald als der aus dem Paradies zurückgekommene König Artus verkleidet, auf Ritterfahrt durchzogen. Eben die Fürsten, an deren Hofe Walther gesungen, hat auch Ulrich gekannt und mit einigen derselben sich im Ritterspiele getummelt. Ulrich ist jünger, als Walther, und keiner gedenkt ausdrücklich des andern, aber sie sind Zeitgenossen und gerade in dem Zeitabschnitte, bei dem wir jetzt verweilen, begegnen sich ihre Bahnen; auch möchte sich aus Ulrichs Liedern nachweisen lassen, daß Walthers Gedichte auf ihn eingewirkt haben.

Den Herzog Leopold, Walthers Beschützer, finden wir im Buche Ulrichs von Lichtenstein 48), wenn dieser (Cap. II.) erzählt:

„Darauf ward ich Ritter, zu Wien, bei einer „Hochgezeit, die ich seitdem nimmer so schön gesehen „habe: da war großes Ungemach von Gedränge. „Der Fürst Leupold aus Oesterreich gab seine minnigliche Tochter einem Fürsten von Sachsen zum Ge„mahl. Der edle Fürst gab dritthalb hundert Knap-

---

48) Auch den vorerwähnten Vetter Leopolds würden wir in dem Markgrafen Heinrich von Oesterreich erkennen, bei welchem Ulrich von Lichtenstein Lehrling war und von dem er so viel Schönes zu rühmen weiß. Frauend. Cap. I. S. 3. 4. Es ist aber zweifelhaft, ob hier nicht Isterreich statt Oesterreich zu lesen sey? denn späterhin tritt der Markgraf Heinrich von Isterreich auf.

„pen Schwerdt; den Grafen, Freien, Dienstmann, „wohl tausend Rittern, gab der edle Fürst Gold, Sil„ber, Roß und Kleider. Fünf tausend Ritter aßen „da des werthen Fürsten Brod, da war viel Buhurt „(eine Art des Turniers) und Tanzes, und manches „Ritterspiel: da waren die reiche Herzogin und ihre „minnigliche Tochter, und manche gute Fraue."

Das Hochzeitfest, welches Ulrich beschreibt, hatte nach den Geschichtschreibern im Jahr 1222 statt 49). Ein ähnliches Fest, wenn nicht dasselbe, hat Walther vor Augen, wenn er so anstimmt:

Ob Jemand spreche, der nun lebe,
Daß er gesehn je größre Gebe,
Als wir zu Wien durch Ehre haben empfangen?
Man sah den jungen Fürsten geben,
Als wollt' er nicht mehr länger leben,
Da ward mit Gute Wunders viel begangen.
Man gab da nicht bei dreißig Pfunden,
Nein! Silber, gleich als wär's gefunden,
Gab man hin und reiche Wat.
Auch hieß der Fürste durch der Gehr'nden Hulde
Die Mallen von den Stellen leeren.
Roß', als ob es Lämmer wären,
Viel Mancher weggeführet hat.
Es galt da Niemand seiner alten Schulde.
Das war ein minniglicher Rath! (I. 129 b.)

---

49) „Solemnitas magna in Wienna fit Duce auctore Liu„poldo, cujus etiam filia Duci Saxonum nuptiali „thalamo est copulata." *Chron. Cl. Neoburg.* ad ann. 1222.

Gebe, Ausspendung. Als wollt' er ꝛc. vgl. Nibel. V. 171. durch der Gehrn'den Hulde, zum Besten der Gehrenden, der Sänger und andrer begehrlichen Leute, die sich bei solchen Festlichkeiten zudrängten. Mallen, Koffer. Stellen, Gerüste, worauf die Mallen standen. galt, bezahlte; man pflegte bei solchen Anlässen den Gehrenden die Pfänder auszulösen.

Im Verfolg seiner Geschichte (Cap. VI.) meldet Ulrich von Lichtenstein von einer Fürstensprache, die zu Freisach stattgefunden. Der Markgraf Heinrich von Isterreich 50) wollte den Fürsten von Kärnthen angreifen. Als aber Leopold von Oesterreich dieses vernahm, sprach er: „Das gestatte ich nicht, sondern ich will es versühnen und in kurzem einen Tag machen.“ Diese Gelegenheit benützten Ulrich und sein Bruder, auf einem Anger bei der Stadt Freisach Ritterspiele zu veranstalten, woran die Fürsten selbst Theil nahmen und über welchen man mehrere Tage lang nicht zum Hauptgeschäfte kam. Am Ende ward jedoch die Aussöhnung vermittelt. Unter den weltlichen Fürsten, die für dieses Geschäft versammelt waren, erscheinen Leopold von Oesterreich und Bernhard von Kärnthenland, unter den geistlichen der Patriarch von Aquileja.

50) Dieser Markgraf Heinrich, aus dem Hause Andechs, ein Bruder des Patriarchen Berthold, war des Antheils an der Ermordung König Philipps verdächtig und wurde deshalb 1209 seiner Würden, Lehen und Einkünfte verlustig erklärt. Das Haus Andechs behauptete aber seine Ansprüche auf die Markgrafschaft. Heinrich starb um 1228.

Wir sehen also hier drei von den Gönnern unsres Dichters zu Ernst und Spiel vereinigt, der Verkehr zwischen ihren Höfen ist eröffnet, es sind belebte Pfade, worauf der Sänger wandelt.

So melden auch die Geschichtbücher, daß noch im Jahr 1229 der Patriarch von Aquileja, Leopold von Oesterreich und der Herzog von Isterreich nach Italien hinunter ritten, um den Kaiser Friedrich mit dem Pabste auszusöhnen. Leopold starb 1230 zu St. Germano in Campanien und nur seine Gebeine kamen nach Oesterreich zurück 51).

Wie heimisch Walther von der Vogelweide in jenen östlichen Gegenden war, giebt er deutlich zu erkennen. Wenn er sagt: von der Seine bis an die Mur, vom Po bis an die Drave hab' er der Menschen Weise gemerket (I. 131 b.), so hat er offenbar seinen Standpunkt in der Steiermark, die von Mur und Drave durchströmt wird. Dahin zieht er seine Linien von der Seine aus, als der nordwestlichen, vom Po, als der südlichen Gränze seiner Wanderungen. In einem andern Liede (I. 105 b. 4.) scheint er die Fürsten von Oesterreich, im Gegensatze zu andern Herren, die auf einem Hoftage zu Nürnberg waren, die heimlichen (heimischen) zu nennen.

Hinwider zeigt eine Stelle im Frauendienst

---

51) *Chron. Ursp.* ad ann. 1229. *Chron. Cl. Neoburg.* ad ann. 1230.

S. 119., wie gangbar Walthers Gesang eben in jenen Gegenden war. Als Ulrich von Lichtenstein auf der Ritterfahrt, die er als Königin Venus unternommen, gen Wien reitet, begegnet ihm einer seiner Knechte, der ihm erfreuliche Botschaft von der Frau seines Herzens zu melden hat. Der Bote darf den verkleideten Herrn nicht anreden, er reitet daher bloß hinter demselben her und singt ein Lied, wodurch er kund giebt, daß er gute Botschaft bringe. Dieses Lied ist die erste Strophe eines Gedichts von Walther, welches oben geliefert worden:

Ihr sollt sprechen: willekommen!
Der euch Mähre bringet, das bin ich rc.

„Das Lied — sagt Ulrich — klang mir in mein Herze und that mir inniglich wohl."

Noch hören wir Walthern den Verfall des Hofes zu Wien beklagen. Die Ursache dieses Wechsels aber giebt er nicht an. Ob solche in dem 1230 erfolgten Tode Leopolds und in dem kriegerischen Geiste seines Nachfolgers, Friedrichs des Streitbaren, zu suchen sey, lassen wir dahingestellt seyn. Daß Friedrich dem Gesange nicht abhold war, ergiebt sich aus dem, was Nithart, Tanhuser, Pfeffel und Bruder Werner von ihm sagen. Sang er doch selbst den Frauen den Reigen, und der Tanhuser mit. (Man. II. 59 b.) Soviel meldet übrigens die Geschichte, daß nach Leopolds Tode fast alle seine Dienstleute sich gegen seinen Sohn Friedrich verschworen, diesen des vä-

terlichen Erbes beraubten und nachher beinahe ganz Oesterreich mit Raub und Brand verwüsteten 52).

Reinmar der Alte giebt ein Trauerlied auf den Tod Leopolds, der darin der Herr aller Freuden genannt wird (I. 68 a.), Walther hinwider betrauert den Tod Reinmars (I. 105 a.) und hätte hiernach, wenn in jenem Klageliede wirklich Leopold von Oesterreich gemeint ist, allerdings noch in den Tagen Friedrichs des Streitbaren gelebt.

Das Gedicht selbst, worin er den Wechsel der Dinge am Hofe zu Wien schildert, ist folgendes:

Der Hof zu Wiene sprach zu mir:
„Walther! ich sollte lieben dir,
Nun leide ich dir, das müsse Gott erbarmen!
Meine Würde, die war weiland groß,
Da lebte nirgend mein Genoß,
Denn Artuses Hof. Nun weh mir armen!
Wo nun Ritter, wo nun Frauen,
Die man bei mir sollte schauen?
Seht! wie jämmerlich ich steh'.
Mein Dach ist faul, es tropfen meine Wände,
Mich minnet Niemand, leider!
Gold, Silber, Ross' und dazu Kleider,
Die gab ich und noch hatt' ich meh.
Nun hab' ich weder Schapel, noch Gebände,
Noch Frauen zu einem Tanze, o weh!

(I. 129 b.)

lieben, leiden, lieb, leid seyn. mein Genoß, meines Gleichen. Gebände, Kopfbänder.

52) *Chron. Cl. Neoburg.* ad ann. 1230.

Siebenter Abschnitt.

Walthers Kunst und Kunstgenossen. Nithart. Der Meissner. Reinmar. Walthers Standpunkt in der Geschichte der deutschen Dichtkunst.

Wie sehr Walther von der Vogelweide seiner Kunst wegen von den Zeitgenossen geschätzt war, beweist nicht bloß die Gunst, der er sich von den angesehensten Fürsten, zumal demjenigen, der, auch dem Geiste nach, vor allen glänzte, von Kaiser Friedrich II., zu erfreuen hatte; auch die gleichzeitigen Meister des Gesanges zollen ihm hohe Achtung.

Dem gepriesenen Wolfram von Eschenbach ist er wohl bekannt, wie wir bereits aus einer Stelle des Parcifal ersehen haben, in welcher ein jetzt verlorenes Lied von ihm angeführt ist. Im Titurel, woselbst Walther als einer der hohen Meister genannt wird 53), und im Wilhelm von Orleans

53) Im 6. Cap. des Titurel wird der Aventeure d. h. der romantischen Ueberlieferung, welche von

des Rudolf von Ems 54) ist gleichfalls auf Aussprüche von ihm Bezug genommen. Der Rolle, die er im Kriege auf Wartburg spielt, haben wir erwähnt.

Meister Gottfried von Straßburg, der selbst als ein feiner Hauptschmidt güldene Gedichte wirkte 55), hat in der Stelle seines Tristan, welche von den deutschen Dichtern handelt, auch den unsrigen ver-

---

dem seligen Leben der Hüter des heiligen Grales Kunde giebt, entgegengehalten, daß sie mit hohen Meistern in Widerspruch gerathe:

Ich mein', daß mein Herr Walther konnte sprechen:
Hulde Gottes und Gut und weltlich' Ehre
Mitsammt wär' Niemand habende.

Das Lied von Walther, worin die angezogene Stelle vorkömmt (Man. I. 102.), ist zuvor, Abschn. II., ausgehoben worden.

54) Nach v. d. Hagen's Anführung aus der Kasseler Handschrift (Mus. I. 2. S. 563.):

Nun seyd ihr doch einander gram,
Frau Minne und auch die Kindheit,
Als uns Meister Walther seit
Von der Vogelweide,
Der sang, daß ihr beide
Wäret gar einander gram.

Walthers Worte sind diese:

Minne und Kindheit sind einander gram.
(I. 112 a.)

55) So spricht von ihm Konrad von Würzburg in seiner goldenen Schmiede, V. 97 ff. (Grimm, Altd. Wäld. Bd. II. S. 219.)

herrlicht. Die Liederdichter vergleicht er mit Nachtigallen, die ihre süße Sommerweise singen. Wer aber, fragt er, soll dieser Nachtigallen Panier jetzt tragen, seit die von Hagenau 56) verstummt ist? wer soll die lebende Schaar führen und weisen? Ihre Meisterin kann es wohl, die von der Vogelweide. Hei! wie die über Heide mit hoher Stimme schallet! was Wunders sie stellet! wie spähe (kunstvoll) sie organieret! wie sie ihren Sang wandelieret! Die soll der andern Leiterin seyn, die weiß wohl, wo man suchen soll der Minne Melodie. (Tristan, v. Groote's Ausg. V. 4750 ff.)

Auch die Späteren erkennen Walthers Meisterschaft an. Insbesondere rühmt noch ein Meistergesang des vierzehnten Jahrhunderts seine schönen und reinen Töne 57).

Von einer Handschrift, welche mit den Singweisen seiner Lieder ausgestattet war, sind nur noch traurige Ueberreste vorhanden 58). Aber der innere Wohl-

---

56) Docen (Mus. I. 1. S. 167.) vermuthet unter dieser Bezeichnung nicht unwahrscheinlich Reinmarn den Alten; v. Groote (Anm. zu V. 4778.) glaubt, daß Hartmann von Aue darunter verstanden sey, was mir, schon nach dem Zusammenhang der Stelle, bedenklicher scheint.

57) Diesen Meistergesang des Lupolt Hornburg hat Docen im Mus. II. 1. S. 18 ff. aus der Würzburger Handschrift geliefert.

58) Docen a. a. O. S. 26.

laut seiner Gesänge, der sich in schönen und manigfaltigen Formen ausdrückt, welchen man oft ihre Singweise anzuhören meint, giebt den Lobpreisungen Gottfrieds von Straßburg und dem Zeugnisse des Meisterliedes volle Glaubwürdigkeit.

Das Gepräge der Meisterschaft erkennen wir an den Liedern unsres Dichters vornemlich in dem Einklange von Inhalt und Form. Der Gegenstand ist durch die Form harmonisch begrenzt und die Form ist durch den Gegenstand vollständig ausgefüllt. Für das bloße Spiel mit Formen ist Walther zu gedankenreich. Eben darum sind auch seine Formen in der Manigfaltigkeit einfach.

Es ist eine ansehnliche Stufenleiter von Tönen, auf der er sich vom einfachsten Volksliede bis zu jenen großartigen Königsweisen erhebt. Nach Abzug Desjenigen, was sich der Unächtheit verdächtig macht, kann man in seinen Gedichten noch immer etliche und achtzig verschiedene Töne zählen. Er führt uns durch den hohen, den niedern und den mittlern Sang (I. 105 b.) Er singt, wie ein Andrer von ihm meldet, was er will, des Kurzen und des Langen viel. (I. 113 b.) Aber stets geht der Inhalt gleichen Schrittes mit der Form und schon der äussre Bau seiner Gedichte läßt auf ihren Gegenstand schließen. Der fröhlichen Weise des Volkslieds entspricht die Lebensfrische des Inhalts und die volleren, gezogenen Töne sind in Uebereinstimmung mit der Würde der Person, an die das Lied

gerichtet ist, mit der Wichtigkeit des Gegenstandes, mit der Fülle der Gedanken. Die Spiele der Reimkunst sind ihm zwar nicht unbekannt, doch bedient er sich ihrer mäßig und versteht sie scherzhaft anzuwenden 59). Er hat zu gewissen Formen Vorliebe und kehrt häufig zu ihnen zurück, aber auch hierin verfährt er nach richtigem Ermessen. Die Betrachtung und die bildnerische Darstellung lieben Stetigkeit, die Leidenschaft, die Empfindung den Wechsel der Formen. Wir haben es bei seinen Minneliedern schön gefunden, wenn es das Erscheinen einer herrlichen Frau in derselben Weise darstellt, worin er sonst die Könige feiert. Jene Gesänge vom ersten Auftreten Friedrichs II. bis wo der Dichter das Lehen empfängt, sind alle in gleicher oder verwandter Form gedichtet, sie treten dadurch in näheren Zusammenhang und bilden gewissermaßen ein episches Ganzes. Eben die Einfachheit der Formen macht sie geeignet, vielfacherem Inhalte zu dienen. Selbst die großartigsten, und gerade diese wiederholt Walther am oftesten, sind nicht vielfach verschlungen, fast kunstlos folgt sich in drei langhingezogenen Zeilen

59) Z. B. in dem wunderlichen Winterliede (I. 125.), das durch alle Selbstlauter reimt. Der Truchseß von Singenberg (I. 157 b.) und Rudolf der Schreiber (II. 181 b.) haben es nachgeahmt. Reime am Anfang und Schlusse der Zeilen finden sich in der Strophe: „Ob ich mich selben rühmen soll 2c.“ (I. 121 b.) und den drei folgenden.

der dreimalige Reimschlag. Es ist der volle Wellenzug eines anschwellenden Stromes.

Walthers Gedichte bilden großentheils nur e i n e Strophe. Der Bau eines solchen Gesätzes ist aber genugsam in sich gegliedert, um für eine vollständige Darstellung auszureichen. Man darf Gesätze, die in derselben Weise über denselben Gegenstand gedichtet sind, darum noch keineswegs als Theile e i n e s Gedichtes betrachten, Sie können sich auf einander beziehen, eines kann aus dem andern entsprungen seyn, und doch jedes dabei seine Selbstständigkeit behaupten, wie etwa bei einer Reihe von Sonetten über den nemlichen Gegenstand. Unser Meister setzt seine Gedichte nicht zusammen, er schafft sie von innen heraus. Eben diese lebendige Entfaltung des Gedankens, des Bildes, sichert dem Gedichte seine Selbstständigkeit und bedingt seine Begrenzung. Ist der Gedanke dargelegt, das Bild hingestellt, so ist auch das Gedicht abgeschlossen. Bedarf ja doch gerade der kräftigste Gedanke, das klarste Bild, zu seiner vollständigen Erscheinung am wenigsten der Ausführlichkeit.

In einem Theile von Walthers Gedichten findet sich die Grundform, keineswegs aber die überkünstliche Verwicklung des spätern meistersängerischen Strophenbaues. Ebenso ist die prunkende Gelehrsamkeit und der überladene Bilderschmuck der späteren Dichter ihm fremd. Er ist mehr gestaltend, als bilderreich.

Wenn Frauenlob (st. 1317.) in seinem Liederstreite mit Regenbog sich selbst als den Meister Aller rühmt, die je gesungen und noch singen, als einen Koch der Kunst und einen Vergolder des Sanges der alten Meister, Reinmars, Eschilbachs und des von der Vogelweide, die neben kunstreicher Straße den schmalen Steig gefahren seyen (Man. II. 214 b. f.), so wird uns dieses nicht abhalten, den unvergoldeten Sang und den schmalen Naturpfad jener älteren Dichter vorzuziehen. Wir werden auf Regenbogs Seite treten, der, als erklärter Kämpfe der letzteren, behauptet: die Kunst Walthers und der Andern stehe noch immer frisch belaubt und bewähre die Kraft ihrer Wurzeln (Ebd. 215 b); übereinstimmend mit dem Marner, der ebenfalls Walthern von der Vogelweide an die Spitze der hingegangenen Sangesmeister stellt, aus deren Garten er, unwillkührlich, Blumen lesen müsse. (II. 173 a.)

Walther selbst ist sich seiner Meisterschaft bewußt. Er spricht von seinem werthen Sange. (I. 118 a.) Er klagt, daß man ihn so arm lasse bei reicher Kunst. (I. 131 a.) Er spricht es aus, daß die Frau, von der er singe, durch seinen Sang geehrt werde; daß nicht leicht Jemand sie besser loben könne; daß, wenn er seinen Sang lasse, Alle, die sie jetzt loben, dann sie schelten werden; daß sie todt sey, wenn sie ihn tödte. (I. 123 b. 124 b.) Ein schöner

Stolz aber ist es, wenn er zugleich sich dessen rühmt, daß sein Gesang tausend Herzen froh gemacht.

Rührend ist folgende Aeusserung:

Uns hat der Winter kalt und andre Noth
Viel gethan zu Leide.
Ich wähnte, daß ich nimmer Blumen roth
Sähe an grüner Heide.
Doch schadt' es guten Leuten, wäre ich todt,
Die nach Freuden ringen
Und die gerne tanzen und springen.

(I. 138 b.)

Die Kunst ist Walthern eine hohe Sache. Darum entrüstet er sich denn auch vielfältig gegen die Verderber und Entwürdiger derselben. Die Fuge, die Höfischheit, das höfische, hofeliche Singen stellt er dem Unfuge, der Dörperheit 60), dem unhofelichen Singen, die Meister den Schnarrenzern gegenüber. Die Worte: höfisch, höflich, hatten aber dazumal einen andern und höheren Sinn, als wie sie heutzutage genommen werden. Sie bedeuteten die edlere Bildung, die feinere Sitte, wie sie an den Höfen gesangliebender Fürsten blühte.

Ungefüge Töne, so klagt er, haben das hofeliche Singen zu Hofe verdrungen, seine Würde liegt dar-

---

60) Man. I. 117 b. In der Pf. Hds. 357. Bl. 38 b. kömmt die Strophe: „Uns will schiere wohl gelingen" rc. sammt den übrigen des Mailieds unter den Liedern Lütolts von Seven vor.

nieder, Frau Unfuge hat gesiegt. Die das rechte Singen stören, deren ist jetzt ungleich mehr, denn die es gerne hören. Wer will noch harfen bei der Mühle, wo der Stein so rauschend umgeht und das Rad so manche Unweise hat? Die so freventlich schallen, sie thun wie die Frösche in einem See, denen ihr Schreien so wohl behagt, daß die Nachtigall davon verzagt, so sie gerne mehr sänge. Wer doch die Unfuge von den Burgen stiesse! Bei den Bauern möchte sie wohl seyn, von denen ist sie hergekommen. (I. 112.)

Das Letztere deutet merklich darauf hin, was unter diesem ungefügen Sange hauptsächlich zu verstehen sey. Es scheint damals in den ritterlichen Gesang die Gattung von Liedern eingedrungen zu seyn, welche man unter dem Namen der Nitharte begreift, Darstellungen aus dem Dorfleben, Schwänke mit den Bauern, derb und rüstig, aber auch manchmal sehr ungezogen und schmutzig. Den Eingang des Liedes macht häufig eine Beschreibung des Frühlings. Mit dem Frühling rühren sich Freude und Muthwill, und so folgt nun im Liede allerlei ländliche Lustbarkeit, Tanz und Schlägerei.

Von der angegebenen Art sind nicht blos die meisten Lieder, welche unter dem Namen des Herrn Nithart auf uns gekommen sind, auch viele andre, ritterliche Sänger haben in derselben Weise gedichtet. Der Schauplatz von Nitharts Darstellungen ist die Umgegend von Wien. Einige seiner Lieder betreffen den Fürsten Frie-

Staatl. Bibliothek Passau

drich in Osterland, (Friedrich den Streitbaren,) von dessen milder Gabe ihm ein silbervoller Schrein geworden. (Man. II. 72 a.) Der Bischof Eberhard, an den er sich gleichfalls wendet (II. 79 a.), ist ohne Zweifel der Erzbischof von Salzburg dieses Namens, der von 1200 bis 1246 auf dem erzbischöflichen Stuhle saß 61). Auch erzählt Nithart von einem Zuge über Meer, den er mit Kaiser Friedrich gemacht und auf dem ein heidnischer Pfeil ihn verwundet 62).

Schon durch diese Anzeigen, denen sich weitere beifügen ließen, wird Nithart der Zeit und dem Orte nach, wenn gleich als jüngerer Zeitgenosse, unsrem Dichter nahe gerückt. Es sind aber auch Spuren vorhanden, daß Nithart auf Walthers Gedichte in derjenigen Weise angespielt, die wir Parodie nennen und die vielleicht unter dem früher erwähnten Verkehren des Gesanges begriffen ist.

Die mehrfache Anspielung ist in nachstehendem Liede Nitharts, dessen Name schon auf Schlimmes deutet, kaum zu verkennen:

Sie fragen: wer sie sey, die Säldenreiche,
Der ich so hofelichen habe gesungen?
Sie wohnt in deutschen Landen sicherliche,

---

61) *Chron. Salisb.* ad ann. 1200. 1246.

62) Leipz. Literat. Zeitung. 1812. Nr. 162. — v. d. Hagen, Briefe in die Heimat ꝛc. I. Bd. Bresl. 1818. S. 65.

Das sag' ich den Alten und den Jungen.
Sie ist in einem Kreise, der ich diene,
Von dem Po bis auf den Sand,
Von Elsasse bis Ungerland,
In der Enge ich sie fand,
Sie ist noch zwischen Paris und Wiene.
(II. 73 a.)

Säldenreiche, Heilbringende, Wonnereiche. Sand, Meeresufer.

Man erinnere sich hiebei derjenigen Stellen, worin Walther von seiner Länderkunde spricht, und seines zuvor (Abschnitt V.) ausgehobenen Gedichtes:

Sie fragen und fragen aber all zu viel
Von meiner Frauen, wer sie sey? (I. 122 a.)

Ergötzlich ist auch sonst der Spott, den jene derberen Dichter mit dem Minnesang und dessen Ueberzartheit treiben. Ein solcher, Gedrut, macht sich über den Minnesänger Wachsmut von Künzingen lustig: Herr Wachsmut minne seine Fraue über tausend Meilen, dennoch sey sie ihm gar zu nahe; es thäte ihm so sanft, wenn er sie auf einem hohen Thurme schauen und von ihrer Hand ein Ringlein empfangen sollte, das küßt' er tausendmal, läg' er aber bei der Wohlgethanen mit ihrem rothen Munde, nimmer würd' er sie berühren. (Pf. Hds. 357. Bl. 24 b.) Derselbe 63) äussert: wär' es denen Ernst, die sich also

63) Bei Man. II. 119 a. ist das Lied Herrn Geltar zugeschrieben.

um Minne härmen, in Jahresfrist lägen sie todt; sie seyen zu feist bei der Noth, von der sie klagen. (Ebd.)

In Beziehung auf Walthern von der Vogelweide wird, außer dem schon eher genannten Stolle, noch eines Herrn Volknant (in der Pf. Hds. 357. heißt er Wicman,) als eines solchen gedacht, der den Meistern ihre meisterlichen Sprüche treten (Pf. Hds. irren) wolle. Walther und Volknant werden verglichen. Jener ist das Korn, dieser die Spreu; singet Volknant eins, so singet Walther drei; sie gleichen sich wie der Mond und ein gewisser runder Theil des menschlichen Körpers. Herr Walther singet was er will, des Kurzen und des Langen viel, so mehret er der Welt ihr Spiel; Volknant jagt wie ein falscher Leithund nach Wahne. (I. 113.) Das Lied, welches diese Vergleichungen anstellt, in einer von Walthers Weisen gedichtet, ist gleich andern, welche nicht ihm angehören, aber auf ihn Bezug haben, unter die seinigen gekommen.

Von dem Verfalle der Kunst, den schon unser Dichter beklagt, zeugen auch, durch eigenes Beispiel, die Gedichte des Tanhuser, der, wie Nithart, in Friedrichs des Streitbaren Dienste war; meist Tanzreihen, zum Theil in Nitharts Geschmacke, mit allerlei Gelehrsamkeit überladen und durch widerliche Sprachmengerei aus dem Französischen verunstaltet 64). An-

64) Z. B. Daß ich wäre ihr dulz amis ꝛc.
Ein' Riviere ich da gesach (sah),

klänge aus Walthers Liedern sind auch in diesen Gedichten unverkennbar 65). Tanhuser überlebte den Fürsten Friedrich und beklagt dessen Tod mit der drolligen Aeusserung: wer nun Thoren (Hofnarren), so gut halte, als Er gethan? (Man. II. 69 a.)

Freundlich sind die Verhältnisse der Kunstgenossenschaft, in welchen Walther mit dem Missener, Meißner, stand. Daß er unter dieser Benennung einen der meißnischen Markgrafen verstehe, ist nicht bloß aus dem Liede, worin er den Meißner zu den Fürsten zählt, welche die Zurückkunft des Kaisers nach dessen Krönung treulich erwartet (I. 103 b.), sondern mehr noch aus dem äusserlich untergeordneten Verhältnisse zu schließen, in welches Walther auch da, wo er von dem Meißner als einem Dichter spricht, sich zu demselben stellt. Daß sodann unter den Markgrafen von Meissen, welche in Walthers Zeit fallen, Heinrich der Erlauchte gemeint sey, dafür stimmt theils das Zeugniß Tanhusers, welcher, unter offenbarer Beziehung auf jenes Lied unsres Dichters, Heinrich

---

Durch den Fores gieng ein Bach
Zuthal über ein' Planüre.
Ich schlich ihr nach, bis ich sie fand,
Die schöne Creatüre.
Bei dem Fontane saß die Klare, Süsse von Statüre. (II. 61 a.)

65) Z. B. Ich bin Gast und selten Wirth, das Leben ist unstete. (II. 67 b.)

den Missener aufführt (II. 64 b. f.) 66), theils der Umstand, daß der Markgraf Heinrich von Meissen selbst unter den Minnesängern erscheint. Er war von mütterlicher Seite Enkelsohn Hermanns von Thüringen, befand sich in seiner frühesten Jugend am Hofe von Oesterreich und vermählte sich 1234, sechszehn Jahre alt, mit Constantia, der Schwester Friedrichs

---

66) Die Worte Tanhusers: „Der sein' Treue nie zerbrach ꝛc." entsprechen augenscheinlich dem Schlusse von Walthers Lied: „Von Gotte würde ein Engel eh' verleitet." Auch die weitere Zeile von Tanhuser: „Er sollte des Reiches Krone tragen ꝛc." deutet auf die Stelle in einem andern Liede Walthers:

Möcht' ich ihn han gekrönet,
Die Krone wäre heute sein. (I. 136 b.)

Die letztern Worte bezeichnen abermals einen fürstlichen Freund unsres Dichters. So singt Tanhuser von Friedrich von Oesterreich:

In kurzen Zeiten das geschieht,
Daß man wohl eine Krone
Schöne auf seinem Haupte sieht. (II. 59.)

Köpke, a. a. O. S. 13., bezieht die politische Strophe: „Herr Kaiser, ihr seyd willekommen ꝛc." (I. 103 b.) auf Otto IV. und den Markgrafen Dietrich, Heinrichs Vater. Mit der Stelle bei Tanhuser (II. 64 b.), soferne man solcher Beweiskraft beilegen will, läßt sich diese Annahme nicht vereinigen. Der Beziehung auf Friedrich II. ist es zwar nicht günstig, daß dieser erst vierzehn Jahre, nachdem er zu Rom gekrönt worden, nach Deutschland

des Streitbaren. Die meißnische Chronik meldet von seiner Prachtliebe und seinem ritterlichen Hofhalt 67).

Walther hat den Meißner im Liede gelobt, er darf nun erwarten, daß derselbe ihm wandle, Wandels Recht biete, d. h. das Lob erwidre. Für alles Andre, was er sonst dem Meissner gedient, will er diesem den Lohn erlassen, nur auf das Lob verzichtet

---

zurückkam, und so kann auch gegen die Beziehung auf Heinrich den Erlauchten die bedeutende Altersverschiedenheit angeführt werden, welche nothwendig zwischen ihm und Walthern stattgefunden; Heinrich ist im Jahr 1218 geboren. Allein auch Otto IV. blieb nach seiner Krönnng zum römischen Kaiser noch dritthalb Jahre von Deutschland abwesend und die Verschiedenheit des Alters ist kein entscheidendes Hinderniß. Der junge Markgraf (jugendlich ist er auch in der Maness. Handschrift vor seinen Liedern dargestellt,) mag von dem alten Meister gelernt haben. Die Strophe: „Mir hat ein Lied von Franken ꝛc." (I. 111 a.) beweist, daß der Meißner Walthern mit Achtung behandelte, und in den Liedern Heinrichs von Meissen (I. 5. 6.) könnten einige Spuren von Walthers Einflusse bemerklich gemacht werden. Man sieht, daß hier weitere Untersuchungen nicht überflüssig sind. Ein Aufsatz über Heinrich den Erlauchten als Minnesänger und Förderer deutschen Minnesangs, von K. Förster, ist neuerlich in Kinds Muse, 1821. II. 3. erschienen.

67) Albinus, Meißnische Land- und Berg-Chronika. Dresd. 1589. S. 195.

er nicht. Wird ihm das nicht, so will er auch seines zurücknehmen, zu Hof und an der Straße. (I. 136.) Der Künstlertrotz, womit er hier auf seinem Sängerrechte besteht, soll, wie es scheint, nur beweisen, wie hoch er eine Erwiderung von diesem Fürsten anschlagen würde.

Besser zufrieden zeigt er sich, als ihm der Meißner aus Franken ein Lied mitgebracht hat:

Mir hat ein Lied von Franken
Der stolze Meissener gebracht,
Das fährt von Ludewige.
Ich kann es ihm nicht danken
So wohl, als er mein hat gedacht,
Als daß ich tief ihm neige.
Könnt' ich, was Jemand Gutes kann,
Das theilte ich mit dem werthen Mann,
Der mir so hoher Ehren gann;
Gott müsse auch ihm die seinen immer mehren!
Zu fließe ihm alles Segens Fluß,
Nichts Wildes meide seinen Schuß,
Sein's Hundes Lauf, sein's Hornes Duß
Erhalle ihm und erschalle ihm wohl nach Ehren!
(I. 111 a.)

Ludewige, es ist noch unerrathen, wer dieser Ludewig sey. gann, gönnt. Duß, Getöse, Schall.

Daß Walther den Tod Reinmars im Liede betrauert, ist bereits erwähnt worden. Reinmar der Alte, den Walther am Hofe zu Wien kennen gelernt haben mochte, ist ein trefflicher Minnesänger, berühmt unter den älteren Meistern. Seine zahlreichen Lieder

sind einfach und innig, sie athmen eine sanfte Schwermuth. Er hat, wie er einmal singt, die Minne noch stets in bleicher Farbe gesehen. (Man. I. 66 a.) Auch äussert er, es werde Mancher ihn nach seinem Tode klagen, der jetzt leicht seiner entbehrte. (I. 71 a.) Unser Dichter scheint nicht in völlig gutem Vernehmen mit ihm gestanden zu seyn, doch beklagt er, selbst schon am Ziele seiner Jahre, den Tod desselben auf eine würdige Weise.

Zwei Gesätze Walthers sind dieser Klage gewidmet. In dem einen versichert er: wenn Reinmar nichts gesungen hätte, als die eine Rede: „So wohl dir, Weib, wie rein dein Name!" so hätt' er verdient, daß alle Frauen stets für seine Seele bitten würden 68).

Das andre lautet so:

Fürwahr, Reinmar, du reuest mich 69)

---

68) Diese Strophe steht in der Pf. Hds. 357. Bl. 41 b. unmittelbar vor der andern auf Reinmars Tod. Sie ist Walthers nicht unwerth; nur ist der Text in jener Hds. verdorben. Das Lied Reinmars, worauf sie sich bezieht, ist noch vorhanden. (I. 67 a.) So finden sich auch unter Walthers Liedern zwei Gesätze (I. 137.), welche auf Strophen von Reinmar (I. 64 b. Vgl. 68 b. 7.) in der gleichen Tonweise wettstreitend antworten.

69) Vgl. Robyn (CLXIII.):

Reinmar, mich reuet sehre
Dein Sinn und auch dein Tod ꝛc.

Vieles härter, denn ich dich,
Ob du lebtest und ich wär' erstorben.
Ich will's bei meinen Treuen sagen:
Dich selben wollt' ich wenig klagen,
Ich klage dein' edle Kunst, daß sie ist verdorben.
Du konntest all der Welte Freuden mehren,
So du's zu guten Dingen wolltest kehren.
Mich reuet dein wohlredender Mund und dein viel süßer
Sang,
Daß die verdorben sind bei meinen Zeiten.
Daß du nicht eine Weile mochtest beiten!
So leistet' ich dir Gesellschaft, mein Singen ist nicht lang.
Deine Seele müsse wohl nun fahren, deine Zunge habe
Dank! (I. 105 a.)

reuest, schmerzest. du's, du sie, die Kunst. beiten, warten. ist nicht lang, währt nicht mehr lange.

Die Beziehungen, worin wir unsern Dichter zu den vorgenannten Kunstgenossen gefunden, die achtungsvollen Aeusserungen, welche wir von gleichzeitigen und späteren Meistern über ihn vernommen, führen auf die Frage: welches die Stelle sey, die derselbe in der Geschichte der deutschen Dichtkunst überhaupt einnehme?

Der innere Werth, die Menge und Manigfaltigkeit seiner Lieder, die Länge und die poetische Wichtigkeit des Zeitraums, in welchem er gesungen, müssen ihm schon auf den ersten Anblick eine bedeutende Stelle sichern. Sein dichterisches Wirken umfaßt vollkommen die glänzendste Zeit der altdeutschen Liederkunst. Er reicht hinauf in die erste Blüthe des Minnesangs im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts,

er reicht hinunter in den Uebergang dieser Dichtungsweise zur Betrachtung und zum Lehrhaften gegen die Mitte des dreizehnten; ja er selbst erscheint als Derjenige, der zuerst das jugendlich spielende Lied zur Männlichkeit gekräftigt. Aus der Blüthe der Phantasie und der Empfindung reift ihm die Frucht des Gedankens, die Formen des Minnelieds dehnt er aus, damit sie vermögend seyen, die Sache des Vaterlandes, die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche, zu fassen. Wenn er gleich über den Zerfall des Minnesanges Klage führt, so hat doch gewiß er selbst, nur in andrem Sinne, zerstörend auf denselben gewirkt. Je mehr die Wichtigkeit des Stoffes sich geltend machte, um so merklicher mußte das zartere Spiel der Poesie erliegen, und wenn in Walthers Liedern noch der Ernst des Gedankens überall mit Poesie getränkt und umkleidet ist, so tritt dagegen bei seinen Nachfolgern immer mehr die Betrachtung in einseitiger Trockenheit und prosaischer Blöße hervor.

Soll die Fortbildung der Dichtkunst nach den bedeutendsten Meistern bezeichnet werden, so grenzt Walther in aufsteigender Reihe zunächst an Reinmar den Alten, in absteigender an Reinmar von Zweter. Der Erstere lebt noch ganz in den Empfindungen und dem Tönereichthum des Minnesanges, der Letztere, fast nur noch in einem streng gemessenen Tone dichtend, hat sich völlig der Betrachtung und der Lehre zugewendet; und in demselben Verhältniß,

in welchem Walther den Erstern an Kraft und Reichthum der Gedanken übertrifft, zeichnet er sich vor dem Letztern durch Farbenglanz und manigfaltige Anmuth der Behandlung aus.

Wie häufig Walthers Lieder nachgeahmt wurden, kann schon die flüchtigste Ansicht der alten Liedersammlungen ergeben 70). Daß er von der Singschule unter die zwölf Altmeister des Gesanges, die Stifter der Kunst, gezählt wurde, ist gleich Eingangs berichtet worden.

Meister hieß zu Walthers Zeiten Jeder, der sich der Ausübung irgend einer Kunst mit Auszeichnung widmete. Meister hiessen daher auch unter den Dichtern vorzugsweise diejenigen, welche die Sangeskunst zu ihrer eigentlichen Beschäftigung gemacht hatten. Diejenigen dagegen, welche den Gesang weniger ausschließlich und fruchtbar treiben, denen zugleich schon durch ihren Stand ein anderwärtiger Hauptberuf angewiesen war, Fürsten und Ritter, wurden mit ihren fürstlichen oder adelichen Namen bezeichnet, obgleich ihre Kunst dem Wesen nach dieselbe war. Es ist hienach leicht zu erachten, daß Walther von Gleichzeiti-

---

70) Beispiele sind, besonders in den Anmerkungen, manche ausgehoben worden. Was als Gebrauch dichterischen Gemeinguts und was als wirkliche Nachahmung anzusehen sey, darüber mögen freilich im einzelnen Falle die Ansichten verschieden seyn.

gen und Späteren als Meister benannt wird. Wenn übrigens der Truchseß von Singenberg ihn: „unsres Sanges Meister" nennt (Pf. Hds. 357. Bl. 20 b.) und wenn derselbe Dichter (Man. I. 154 a.), sowie der Marner (I. 173 a.) und ein Ungenannter in der Pf. Hds. 350: „mein Meister" von ihm sprechen, so kann hieraus, nach der Sprache der Zeit, kein Verhältniß des persönlichen Unterrichts gefolgert werden. Es heißt nicht mehr, als wenn im Titurel (Cap. 6. Str. 632.) gesagt wird: „mein Herr Walther." Am wenigsten aber darf aus dem Meisternamen überhaupt auf damaliges Bestehen einer förmlichen Dichtergilde geschlossen werden.

Zwar liegt es in der Natur der Sache, daß eine so ausgebildete Dichtkunst, wie die deutsche in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, eine Dichtkunst, die mit wirklichem Gesang und begleitendem Saitenspiel innig verschwistert war, nicht wild wachsend sich verbreitete, sondern durch Unterricht fortgepflanzt wurde. Davon giebt unser Dichter klares Zeugniß, wenn er meldet, das er in Oesterreich singen und sagen gelernt habe. Zugleich weisen seine Lieder nicht blos im Allgemeinen durch ihren wohl abgemessenen Bau, sondern auch durch einzelne nähere Andeutungen, auf Kunstregel und Kunstgebrauch, z. B. wenn er von dreierlei Art des Sanges spricht, wenn er die Meister den Schnarrenzern gegenüberstellt, wenn er Wandels Recht begehrt. Nirgends aber, weder bei

ihm, noch bei den andern Dichtern seiner Zeit, findet sich der Beweis, daß unter den Sangesmeistern des dreizehnten Jahrhunderts zunftmäßige Genossenschaften sich gebildet hatten, wie sie unter den Meistersängern der späteren Jahrhunderte bestanden.

Gleichwohl ist zwischen beiden unläugbar ein geschichtlicher Zusammenhang 70). Es sind verschiedene Stufen einer stetigen Entwicklung und Ausbildung, Entartung und Erstarrung des deutschen Gesanges. Die Regel wurde stets enger gezogen und der Geist entschwand. In der Singschule der Handwerker war es der Form nach auf mühsame Künstlichkeit, dem Inhalt nach auf nützliche Erbauung angelegt. Aber auch in diesem Zustande vergaß die Kunst ihres Ursprungs nicht. Die Meister dieser Singschulen erhielten, wie billig, das Gedächtniß ihrer geschichtlichen Verbindung mit jenen alten Meistern. Walther wird mit Eschenbach, Ofterdingen, Klinsor, Reinmar u. A. zu

71) Diesen hat J. Grimm (Ueber den altdeutschen Meistergesang, Gött. 1811.) überzeugend nachgewiesen; ebenso die Identität der Meister des dreizehnten Jahrhunderts mit sämmtlichen Minnesängern, nicht minder, daß die Meistersängerschule den Grundsatz der Dreitheiligkeit von den ältern Meistern ererbt. Nur scheint es mir, besonders in Betrachtung der Gedichte Walthers, daß die Abtheilung in Stollen und Abgesang bei den Aelteren nicht in dem Maaße herrschend gewesen, als Grimm annimmt.

zu den Stiftern der Kunst gezählt und einige nach ihm benannte Töne (der lange, der übergüldte, der Kreuzton Walthers von der Vogelweide,) laufen in den Töneverzeichnissen der Schule fort. Das Kolmarer Meistergesangbuch enthält Gedichte von ihm nebst Meisterliedern vom Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

Bis zu diesem Verhallen seiner Töne sind wir dem künstlerischen Wirken des Dichters gefolgt. Wenn aber seine Wirksamkeit, sofern er sie durch den Inhalt der Lieder ausübte, vollständiger gewürdigt werden soll, so ist es nöthig, auf den Schauplatz der politischen Bewegungen zurückzukehren.

Achter Abschnitt.

Friedrich II. und die Päbste. Erzbischof Engelbert von Köln. Die Kreuzzüge. Walthers Kreuzfahrt.

Zweierlei Angelegenheiten, unter sich in genauer Verbindung, bewegten jetzt die Welt: Friedrichs II. Kampf mit den Päbsten und die Wiedereroberung des heiligen Grabes.

Als zwischen Philipp und Otto die Königswahl streitig war, hatte Innocenz III. sich nicht gescheut, den deutschen Fürsten zu erklären, daß die Entscheidung dieses Wahlstreits, wie die Besetzung des deutschen Thrones überhaupt, dem päbstlichen Stuhle zustehe, weil das Reich durch die Päbste von den Griechen auf die Deutschen gebracht sey und der neue König die Kaiserkrone vom Pabst allein erhalte. Der ernstliche Widerspruch der Fürsten bewirkte die Zurücknahme dieses übereilten Wortes, aber das Benehmen des römischen Hofs war gleichwohl beständig von der Absicht geleitet, eine päbstliche Weltherrschaft zu begründen, der das Kaiser-

thum als ein von ihr abhängiges Lehen untergeordnet wäre.

Wenn das Banner der Freiheit nicht auf Friedrichs Seite weht, wo er die aufstrebende Kraft der oberitalischen Freistaaten bekämpft oder den weltlichen Arm zur Vertilgung der Ketzer herleiht, so gebührt ihm dagegen die dankbare Anerkennung der Nachwelt in seinem rastlosen Ringen gegen jene Anmaßungen der Priesterherrschaft. Das Mühselige und Gefahrvolle seiner Laufbahn ist in einem Liede des gleichzeitigen Dichters, Bruder Werner, durch ein schauerlich schönes Bild bezeichnet, wenn Friedrich einem Manne verglichen wird, der im Walde geht, während ein Wolf hinter ihm her schleicht, stets begierig, wenn der Mann straucheln oder fallen würde, sich über ihn herzustürzen. (Man. II. 165 b.).

Die Kreuzzüge, deren oberste Leitung in den Händen des Pabstes lag, waren diesem ein bedeutendes Mittel zu Erreichung jener großen Zwecke. Er war hier das Oberhaupt einer geistlich-weltlichen Vereinigung aller christlichen Könige und Völker.

Seit der Eroberung Jerusalems durch Saladin im Jahr 1188 waren die heiligen Orte unter der Gewalt der Unglaubigen. Die Kreuzpredigt war unermüdlich, das Abendland zu erregen. Als Friedrich II. im Jahr 1215 zu Aachen gekrönt wurde, ließ er sich, den Anfoderungen der Zeit entsprechend, nebst vielen Bischöfen, Fürsten und Rittern, mit dem Kreuze bezeichnen.

Nach einem achtjährigen Aufenthalt in Deutschland trat er im Jahr 1220 seinen Römerzug an. Seinen eilfjährigen Sohn Heinrich, der bereits zum Nachfolger im Reiche gekrönt war, ließ er unter Vormundschaft zurück. In demselben Jahre ward er zu Rom von Honorius III. als Kaiser gekrönt und bei diesem Anlasse von dem Kardinal-Bischof Hugolin von Ostia, nachherigem Pabst Gregor IX., abermals mit dem Kreuze bezeichnet. Aber so wie bisher die deutschen Angelegenheiten, so schoben jetzt die sicilischen die Erfüllung des Gelübdes hinaus. Je mehr, während Friedrichs Anwesenheit in den sicilischen Erblanden, zwischen ihm und dem päbstlichen Hofe Eifersucht und Mißhelligkeit sich erzeugte, um so wünschenswerther war einerseits dem Pabste die Entfernung und auswärtige Beschäftigung des gefährlichen Gegners, anderseits dem Kaiser die Begründung seiner Macht auf heimischem Boden. Als im Jahr 1221 Damiata, kaum erobert, durch die Uneinigkeit der Kreuzfahrer wieder verloren gieng, war Friedrich den bittern Vorwürfen des Pabstes und der Bedrohung mit dem Bann ausgesetzt. Zur großen Zufriedenheit des heiligen Vaters gereichte hingegen Friedrichs zweite Vermählung mit Jolantha, der Erbin des Königreichs Jerusalem. Unter Ermahnungen und Bedrohungen von der einen, Entschuldigungen und Vertröstungen von der andern Seite verzog sich die Abfahrt bis in das Jahr 1227. Jetzt waren die großen Zurüstungen beendigt und die Schaaren der Kreuzfahrer

auf der apulischen Küste versammelt. Schon war eine große Zahl von Brindisi abgesegelt, der Kaiser und der Landgraf von Thüringen hatten sich gleichfalls eingeschifft, aber nach drei Tagen liefen diese wieder zu Otranto ein, beide von ansteckender Krankheit ergriffen, woran der Landgraf einige Tage nachher verschied. Auch die vorausgefahrene Flotte kehrte nun zurück und die ganze Unternehmung zerschlug sich.

Gregor IX. hatte kurz zuvor den päbstlichen Stuhl bestiegen. Er war aus einem von Friedrich beleidigten Geschlecht entsprossen, er hatte den Kaiser bei der Krönung mit dem Kreuze bezeichnet und ihn zuletzt noch dringend zum Kreuzzuge gemahnt. Jetzt verwarf er jede Entschuldigung, erklärte Friedrichs Krankheit für Verstellung, schleuderte unerbittlich auf ihn den Bannstral und verkündigte in Deutschland, so wie in allen abendländischen Reichen, des Kaisers ungeheure Schuld und furchtbare Bestrafung.

Friedrich erließ gleichfalls Briefe zu seiner Verantwortung. Er klagte den Geitz und die Herrschsucht der Kirche an, die sich Kaiser, Könige und Fürsten zinsbar zu machen strebe. Zugleich aber erneuerte er die Anstalten zum Kreuzzuge und fuhr wirklich im folgenden Jahr, 1228, mit dem Pabste unversöhnt, nach Palästina ab. Auch dorthin verfolgte ihn Gregors Haß und war ihm in allen Unternehmungen hinderlich. Gleichwohl bewirkte Friedrich die Zurückgabe Jerusalems und der heiligen Stätten, und da kein Priester ihn weihen

wollte, setzte er selbst im Tempel die Krone von Jerusalem sich auf das Haupt 72).

Unser Dichter ist eben so sehr ein erklärter Gegner der Priesterherrschaft, als ein begeisterter Herold der Kreuzzüge. Er eifert gegen die Eingriffe der Kirche in die Rechte der weltlichen Gewalt, gegen die Habsucht und Verschwendung des römischen Hofes, gegen den Ablaßhandel, gegen die willkührlichen Bannsprüche, gegen das unerbauliche Leben der Geistlichkeit; zugleich aber ruft er wiederholt den Kaiser zur Vornahme des Kreuzzuges auf. Es kann uns einen Begriff geben, mit welchen Schwierigkeiten Friedrich II. zu kämpfen hatte, wenn wir selbst seine aufgeklärteren Anhänger ihn zu einem Schritte drängen sehen, zu dem er so ungerne sich entschloß.

Damit soll jedoch kein Widerspruch in der Gesinnung des Dichters bezeichnet werden. Gerade der fromm begeisterte Sinn muß am meisten Anstoß nehmen, wenn er das Heilige durch Mißbrauch zu fremdartigen Zwecken entweiht sieht. Die Erscheinung des Heiligen ist zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene. Was der einen Zeit Andacht und Begeisterung war, ist der andern Aberglaube und Schwärmerei. Aber von dem Urtheil über Formen und Lehrsätze unabhängig ist die Unterscheidung

---

72) Das Vorstehende meist nach der trefflichen Geschichte Kaiser Friedrichs des Zweiten. Züllichau und Freist. 1792.

dessen, was aus reiner Quelle, aus der Inbrunst des Herzens, aus der Sehnsucht nach dem Ewigen, aus der Ehrfurcht vor dem Unendlichen entsprungen ist, von demjenigen, was, aus gänzlich irdischen Triebfedern hervorgegangen, nur äußerlich mit dem Mantel der Heiligkeit sich bekleidet. Wenn Jenes noch in später Folgezeit empfängliche Gemüther, dichterisch wenigstens, anzusprechen vermag, so muß Dieses schon in der Zeit, wo es, durch Umstände begünstigt, seine größte Gewalt ausübt, den Zweifel an seiner inneren Gültigkeit erwecken.

Wenn man sich dafür begeisterte, das Land, wo Gottes Sohn menschlich gewandelt, wo er im Leben und im Tode Wunder gewirkt, der Entweihung durch Unglaubige zu entreißen, so kann dieß auch eine Folgezeit begreiflich finden, welche sich von demselben Eifer nicht zu entflammen vermöchte. Wenn aber der heilige Vater nach Rücksichten der Staatsklugheit heute segnete und morgen fluchte, wenn er Zwietracht im Reich erweckte und nährte, wenn er Eidschwüre nach Gefallen löste, den Ablaß zu einer Erwerbsquelle machte, wenn die Geistlichkeit, statt zu singen und zu beten, sich in Fehden tummelte oder weltlicher Ueppigkeit fröhnte, so mußte solches Aergerniß schon die glaubigen Zeitgenossen entrüsten.

Man kann nicht behaupten, daß Walther für den Beruf der Geistlichkeit keine Achtung hege. Er empfiehlt, zu glauben, was die Pfaffen Gutes lesen (I. 133 b.), er klagt, daß Frauen und Pfaffen, zwei so edle Namen,

mit den Schamlosen werben. (I. 115 b.) Aber eben die Entartung der Geistlichkeit, das Heraustreten aus den Grenzen ihres Berufs, die pfafflichen Ritter und ritterlichen Pfaffen (I. 126 b.), die Verdorbenheit der Kirche an Haupt und Gliedern, greift er mit dem scharfen Sange an.

Jene Anmassungen der kirchlichen Gewalt sind ihm unerträglich. Er verwünscht die Begründung der Priesterherrschaft mittelst der Schenkung Konstantins des Großen, durch welche, nach der von den Päbsten verbreiteten Meinung, die Stadt Rom sammt mehreren Ländereien Italiens dem römischen Bischof übergeben und damit der Kirchenstaat gestiftet worden.

König Konstantin, der gab so viel,
Als ich es euch bescheiden will,
Dem Stuhl zu Rome: Speer, Kreuze und Krone.
Zuhand der Engel laute schrie:
„O weh! o weh! zum dritten: weh!
Eh' stund die Christenheit mit Züchten schöne,
Der ist ein Gift nun gefallen,
Ihr Honig ist worden zu einer Gallen,
Das wird der Welt hernach viel leid.“
Alle Fürsten leben nun mit Ehren,
Nur der höchste ist geschwachet;
Das hat der Pfaffen Wahl gemachet.
Das sey dir, süsser Gott, geklagt:
Die Pfaffen wollen Laienrecht verkehren;
Der Engel hat uns wahr gesagt 73). (I. 129 b.)

73) Ohne Zweifel hat Ottokar von Horneck das obige

bescheiden, berichten, erklären. der höchste, d. i. der Kaiser. geschwachet, erniedrigt. der Pfaffen Wahl, vermuthlich die Erwählung Gregors IX.

Lied vor Augen gehabt, (wie auch Schacht, in dem lebensvollen Buche: Aus und über Ottokar's von Horneck Reimkronik, Mainz, 1821. S. 279. andeutet,) wenn er im Cap. 448. seiner Chronik (*Pez*, Script. Rer. Austr. T. III. p. 446. sq.) ausruft:

Ei, Kaiser Konstantin!
War thät du dein Sinn,
Da du den Pfaffen geb
Den Gewalt und das Urleb,
Daß Städt, Burge und Land
Unterthanig ihr'r Hand
Und ihr'm Gewalt sollt wesen?
Geistlicher Zuchtebesen
Ist nu zu scharf worden.
Du solltest in dem Orden
Die Pfaffen haben lan,
Als sein St. Peter begann,
Das wär hoher Miethe werth.
Was wolltest du das Schwerdt
Den Pfaffen zu der Stol geben,
Die damit nichts können leben,
Noch zu Recht können walten?
Lassen und behalten,
Als man mit dem Schwerdt soll,
Das können sie nicht wohl.
Sie haben es vergramaziert
Und das Reich verirrt
Maniger Ehr'n und Gewalt,

Anderswo räth Walther den Pfaffen, die Armen zu bedenken, zu singen und Jedem das Seine zu lassen. Dabei erinnert er sie der Gabe, die auch sie einst von König Konstantin empfangen. Hätte dieser gewußt, daß daraus künftig Uebel entstehen würde, so hätt' er der Noth des Reiches vorgebeugt, aber damals waren sie noch frei von Uebermuth. (I. 103 a.) Auch die Geschichte vom Zinsgroschen wird erzählt und wie Christus den Pharisäern gerathen: daß sie den Kaiser liessen haben sein Kaisersrecht und Gott, was Gottes wäre. (I. 103 b.)

Heftiger noch werden des Dichters Angriffe. Der neue Pabst wird mit Sylvester II., vorher Gerbert, verglichen, der von 999 bis 1003 auf dem päbstlichen Stuhle saß und wegen seiner naturwissenschaftlichen und mechanischen Kenntnisse für einen Schwarzkünstler galt. Wenn dieser nur sich selbst, durch die Zauberei, in's Verderben gebracht, so bringe der jetzige Pabst mit sich die ganze Christenheit zu Falle:

Der Stuhl zu Rome steht nun erst besetzet rechte,
Alswie hievor mit einem Zauberer, hieß Gerbrechte.

Die ihm vor was bezahlt.
Konstantin, nu sieh an!
Hättest du zu Latran
Den Pabst den Psalter lassen lesen
Und den Kaiser gewaltig wesen,
Als er vor deinen Zeiten was ꝛc.

Derselbe gab zu Falle nur sein eines Leben,
Nun hat sich dieser und alle Christenheit zu Falle geben.
Alle Zungen soll'n zu Gotte schreien: wafen!
Und rufen ihme: wie lang er wolle schlafen?
Sie widerwirken seine Werk' und fälschen seine Wort',
Sein Kämmerere stiehlt ihm seinen Himmelhort,
Sein Sühner mordet hie und raubet dort,
Sein Hirt' ist zu einem Wolfe ihm worden unter seinen
Schafen (I. 132 a.)

sein eines Leben, sein, des Einzelnen Leben. wafen! wehe! widerwirken, vereiteln entgegenwirkend. Himmelhort, himmlischer Schatz.

Auf päbstlichen Befehl wurde, noch unter Innocenz III., in den Kirchen der Stock (truncus) aufgestellt, worein die frommen Gaben fielen, die von Männern und Frauen zur Unterstützung des heiligen Landes bestimmt wurden 74). Zwei Gedichte Walthers handeln von diesem Stocke:

Ahi! wie christlich nun der Pabest unser lachet,
Wenn er seinen Wälschen sagt: „ich hab's also gemachet."

---

74) „In illis autem Ecclesiis, in quibus convenit processio „generalis, *truncus* statuatur concavus tribus clavibus „consignatus, una penes honestum presbyterum, alia „apud laicum devotum, tertia penes aliquem regularem „fideliter conservandis, in quo viri et mulieres eleemo-„synas ponant, in terræ sanctæ subsidium convertendas, „secundum dispositionem eorum, quibus fuerit hæc sol-„licitudo commissa." Bulla Innocentii III. ad Christianos pro reparanda terra sancta in *Chron. Ursp.* ad ann. 1212.

(Das er da sagt, er sollt' es nimmer han gedacht.)
Er spricht: „ich hab' zween Alemann' unter eine Krone bracht,
Daß sie das Reiche sollen stören und wasten.
All die Weile fülle ich die Kasten.
Ich hab' sie an meinen Stock gemännet, ihr Gut ist alles mein,
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein.
Ihr Pfaffen, esset Hühner und trinket Wein,
Und laßt die Deutschen fasten! (I. 132 a.) 75)

wasten, verwüsten. gemännet, als Mannen, Vasallen, pflichtig gemacht.

Saget an, Herr Stock! hat euch der Pabest her gesendet,
Daß ihr ihn reichet und uns Deutsche ärmet und schwendet?
Wenn ihm die volle Maaße kommt zu Lateran,
So thut er einen argen List, wie er eh' hat gethan,
Er sagt uns danne: wie das Reiche steh' verworren,
Bis ihn erfüllen wieder alle Pfarren.
Ich wähne, des Silbers wenig kommet zu Hülfe in Gottes Land.
Grossen Hort zertheilet selten Pfaffenhand.
Herr Stock! ihr seyd auf Schaden her gesandt,
Daß ihr aus deutschen Leuten suchet Thörinnen und Narren. (Ebd.)

reichet, ärmet, reich, arm machet. schwendet, auszehret. List, Kunstgriff. bis ihn rc., nemlich den Stock. Gottes Land, das heilige Land. zertheilet, theilet aus. suchet, aufsuchet.

---

75) In der Pf. Hds. 357. Bl. 9 a. ist diese Strophe durch derbe Variationen erweitert.

Vom Ablaßhandel hat Walther Ansichten, die man bei einem Dichter aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nicht gesucht haben möchte:

Ihr Bischöf' und ihr edlen Pfaffen! ihr seyd verleitet
(viell. verkehret).
Seht! wie euch der Pabest mit des Teufels Stricken sehret.
Sagt ihr uns, daß er Sankte Peters Schlüssel habe,
So sagt, warum er dessen Lehre von den Büchern schabe?
Daß man Gottes Gabe je kaufe oder verkaufe,
Das ward uns verboten bei der Taufe.
Nun lehret's ihn sein schwarzes Buch, das ihm der Hölle
Mohr
Gegeben hat, und aus ihm lesen sie nun vor.
Ihr Kardinäl'! ihr decket euren Chor,
Unser Frohnaltar steht unter einer übeln Traufe.
(I. 133 b.)

sehret, versehret, beschädigt. der Hölle Mohr, der Teufel. (Vgl. I. 181 b.)

Die Schlußzeilen des vorstehenden Gedichtes schildern die Bereicherung Roms im Gegensatze zu dem Zerfall der deutschen Kirche. Auch der gleichzeitige Geschichtschreiber, selbst ein Geistlicher, erhebt laute Klage über die Habsucht des römischen Hofes und die dadurch eingerissenen Mißbräuche.

„Kaum blieb noch — sagen die urspergischen Jahr„bücher — irgend ein Bisthum, oder eine kirchliche „Würde, oder auch eine Pfarre übrig, die nicht streitig „gemacht und dann die Sache nach Rom gebracht „wurde, jedoch nicht mit leerer Hand. Freue dich,

„unsre Mutter Rom, daß die reichen Schatzquellen auf „der Erde sich öffnen, damit Ströme Geldes zu dir hin „sich ergießen im Ueberfluß! Frohlocke über die Ungerechtigkeit der Menschensöhne, weil bei Vergütung so „großer Uebel das Sündengeld dir entrichtet wird! Ergötze „dich deiner Gehülfin, der Zwietracht, daß sie aus den „Brunnen des höllischen Abgrundes hervorbrach, damit „dir die Gelder sich anhäufen! Du hast, wonach du „immer gedürstet. Stimm' an ein Jubellied, daß du „durch die Bosheit der Menschen und nicht durch deine „Heiligkeit den Erdkreis überwunden hast! Zu dir zieht „die Menschen nicht ihre Andacht oder ihr reines Gewis„sen, sondern die Verübung vielfacher Verbrechen und „der Streithändel Entscheidung um Geld." 76)

---

76) In gleichem Sinne spricht auch der **Freigedank**, ein Spruchdichter des 13ten Jahrhunderts:

Sünde Niemand mag vergeben,
Wann Gott einig, dar sollen wir streben.
(**Müll.** Ausg. V. 3180 f.)

Alle Schatzes Flüsse gehn
Zu Rome (**nach Rom**) bis sie da bestehn (**bleiben**),
Und doch nimmer wird voll,
Das ist ein unsinnig Hohl.
So kommet alle Sünde dar,
Die nimmt man da den Leuten gar 2c.
(V. 3185 ff.)

Das Netz kam zu Rome nie,
Damit Sankt Peter Fische fie (**fieng**),

Wie das schlimme Beispiel der Geistlichkeit auch die Laien irre machen und verderben müsse, führt der Dichter weiter aus:

Welch Herze sich bei diesen Zeiten nicht verkehret,
Seit daß der Pabest selber dort den Ungelauben mehret,
Dem wohnt ein sel'ger Geist und Gottes Minne bei.
Nun seht ihr, was der Pfaffen Werk und was ihr' Lehre sey.

Das Netz ist ihm verschmähet.
Römisch Netz fähet
Silber, Gold, Burge und Land;
Das war Sankt Petern unbekannt.
Sankt Peter war zu Recht ein Degen,
Den hieß Gott seiner Schafe pflegen,
Er hieß ihn nicht Schafe bescheeren,
Nun will man Scheerens nicht entbehren.
Unrecht ist zu Rome erhaben,
Recht und Gericht ist da abgeschaben.
(V. 3880 ff.)

Reimar von Zweter singt:

Der Pabest hat viel reiche Kind (Kinder),
Die minnet er, wo sie gesessen in den Landen sind,
Mit ihnen theilt er seinen Segen, so theilen sie mit ihm ihr Gold.
Dieselben Kind sind ihm so traut,
Daß er ungerne käme mit Schlägen auf ihrer eines Haut.
Wollte Gott, es wären ihm die habelosen Kind halb also hold (lieb)!
Eh' daß der arme Sohn sein Recht behärte,
So ist der reiche auf seiner Vorderfährte rc.
Pf. Hds. 350.

Cf. *Odon.* Ernest. L. I. p. 317.

Ehdeß war ihre Lehre bei den Werken reine,
Nun sind sie aber anders so gemeine,
Daß wir sie unrecht **wirken** sehen, unrecht hören
sagen,
Die uns guter Lehre Vorbild sollten tragen;
Des mögen wir dumme Laien wohl verzagen.
Ich wähne wieder, mein guter Klausener klage sehr und
weine. (I. 133 b.)

gemeine, allgemein. **des**, darüber.

Die Christenheit, sie lebte nie so gar nach Wahne,
Die sie da lehren sollten, die sind guter Sinne ohne.
Es wär' zuviel, und thät' ein dummer Laie das.
Sie sünden ohne Furcht, darum ist ihnen Gott gehaß.
Sie weisen uns zum Himmel und fahren selbst zur Hölle.
Sie sprechen: wer ihr'n Worten folgen wölle,
Und nicht ihr'n Werken, der sey ohne allen Zweifel
dort genesen.
Die Pfaffen sollten keuscher, denn die Laien, wesen;
An welchen Büchern haben sie das erlesen,
Des sich so mancher fleisset, wo er ein schönes Weib verfälle?
(W. Hds. S. 147.) 77)

dort genesen, jenseits gerettet. **wesen**, seyn. **erlesen**, gelesen, erlernt. **verfälle**, zu Fall bringe.

Es

---

77) Vgl. **Ottokar v. Horneck**, Cap. 821. (*Pez*, l. c. p. 832.):

Gott Herre, durch dein' Güt'
Die Christenheit baß behüt'
Und weis' uns auf bessre Spur,
Denn uns die Pfaffen gehn vor,

Es ist eine alte Ueberlieferung der Singschule, daß die zwölf Stifter des Meistergesangs als Ketzer angeklagt worden seyen und darüber vor dem Kaiser, dem päbstlichen Legaten und einer großen Versammlung von Gelehrten sich haben verantworten müssen. Gedichte, wie die bisher angeführten, konnten allerdings zu einer solchen Sage Anlaß geben.

Daß die freimüthigen Aeußerungen eines so berühmten Meisters, als der unsrige war, nicht wirkungslos verhallten, ist schon zum voraus anzunehmen. Es sind aber auch noch späthin bestimmte Spuren der Nachwirkung vorhanden. Ottokar von Horneck, der steirische Chronikschreiber am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, der manch hellen Blick in seine Zeit wirft, verräth deutlich seine Vertrautheit mit Walthers Aussprüchen über die Geistlichkeit und ihr Verhältniß zur weltlichen Gewalt 78).

Die da Gewalt hie tragen!
Als uns die Buch sagen,
So sollten sie uns Lehr' geben
Mit Worten und mit gutem Leben,
Des sie leider thun nicht;
Wer ihre Werk' ansicht,
Die sind viel wahrleich
Ihren Worten ungeleich.

78) S. Anm. 73 und 77. Es könnten aber noch weitere Nachweisungen über Ottokars Bekanntschaft mit Walthers Gedichten beigebracht werden. Die Ansichten

Bei der Abreise nach Italien im Jahr 1220 hatte Friedrich seinen jungen Sohn Heinrich unter Vormundschaft zurückgelassen und die Verwaltung des Reichs dem Erzbischof Engelbert von Köln, aus dem Geschlechte der Grafen von Berg, übertragen. Im Wintermond 1225 wurde dieser auf dem Rückwege von Soest nach Köln von seinem Anverwandten, dem Grafen Friedrich von Isenburg, der als Kirchenvogt von Essen mit dem Erzbischof in Streit gerathen war, überfallen und meuchelmörderisch erschlagen. Die Klosterbrüder zu Berg, welche bei dem Leichnam wachten und Psalmen sangen, behaupteten, zwischen dem Gesang Engelstimmen gehört zu haben. Einem derselben erschien Engelbert als Märtyrer im Traume. An seinem Grabe zu Köln geschahen viele Wunder und in der Folge ward er unter die Heiligen versetzt. Der Mörder hatte sich nach Rom begeben, wo er sich vom Pabste Honorius III. Busse auflegen ließ. Nach seiner Zurückkunft aber wurde er aufgegriffen und ein Jahr nach vollbrachter That zu Köln mit dem Rade hingerichtet 79).

Zwei Gedichte Walthers handeln von dem werthen Bischof von Köln. In dem einen, noch bei Lebzeiten

---

des Erstern von Pabst und Klerus hat Schacht a. a. O. Abschn. XI. bes. S. 276. 278—84. dargelegt.

79) *Godefrid. Colon.* Annal. (ap. *Freher*, Germ. rer. Script. T. I.) ad ann. 1225. 1226. *Chron. Salisb.* cit. ad ann. 1226.

dieses Fürsten verfaßt und an ihn gerichtet, werden dessen Verdienste um das Reich gerühmt, er wird als Fürstenmeister aufgeführt, als Ehrentrost eines gepriesenen Kaisers, besser denn je ein Kanzler es war, und zum Schlusse noch, in Beziehung auf die Heiligen von Köln, als Kämmerer von drei Königen und eilftausend Jungfrauen. (I. 106 a.) Das andre, ein Seitenstück zu dem vorigen, ist nach der Ermordung des Erzbischofs, aber noch vor bekannt gewordener Hinrichtung des Thäters, abgefaßt und lautet also:

Wes Leben ich lobe, des Tod, den will ich immer klagen.
So weh' ihm, der den werthen Fürsten habe erschlagen
Von Kölne! o weh', daß ihn die Erde mag noch tragen!
Ich kann ihm nach seiner Schulde keine Marter finden;
Ihm wäre allzu sanft ein eichner Strang um seinen Kragen,
Ich will ihn auch nicht brennen, noch zerglieden, noch schinden,
Noch mit dem Rade zerbrechen, noch auch darauf binden:
Ich warte alles, ob die Hölle ihn lebend wolle schlinden. (Ebd.) 80)

zerglieden, zerreissen, viertheilen. alles, gänzlich, lediglich. schlinden, verschlingen.

80) Es ist zu entscheiden, ob nicht beide Gedichte ironisch gemeint seyen. In beiden scheint die Schlußzeile diese Wendung zu nehmen. Diese ironische Weise ist überhaupt dem Dichter nicht fremd. Sie findet sich namentlich in seinen Gedichten auf Otto IV. Was ihn aber veranlaßt haben mochte, sie gegen den Erzbischof, von dem sonst Gutes gemeldet wird, und selbst auf dessen Ermordung anzuwenden, erhellt nicht. Der Abt von

Wir haben uns dem Zeitpunkte genähert, wo Friedrich der Anmuthungen des Pabstes, den längst gelobten Kreuzzug wirklich vorzunehmen, sich nicht länger erwehren konnte. Schon im Jahr 1223 hatte Honorius den

---

Ursperg setzt diese Begebenheit in Verbindung mit damals neu aufgekommenen, von einem Predigermönch aus Straßburg, Johannes, verkündigten Lehrsätzen, die, an sich nicht verwerflich, in der Anwendung durch Mißverstand verderblich geworden und zu den abscheulichsten Frevelthaten Anlaß gegeben. Hievon findet sich jedoch keine Meldung bei dem Mönche von Köln, der dem Ereigniß näher stand und nach dessen Jahrbüchern dasselbe oben erzählt wurde. Uebrigens scheint das Urtheil der Zeitgenossen nicht einhellig gewesen zu seyn. Nach dem Berichte eines andern Geschichtschreibers kam zu Nürnberg bei der Vermählung des Königs Heinrich mit der Tochter Leopolds von Oesterreich die Ermordung des Erzbischofs zur Klage und es erhob sich über diesen Fall Widerspruch zwischen dem Erzbischof von Trier und dem Grafen von Truhendingen. Man griff zu den Waffen und es kamen in diesem Auflauf gegen sechszig Menschen um. Excerpt. ex Catal. Rom Pontif. et Imp. (ap. *Pez*, T. II) ad ann. 1225. — Sonst machen einige Schriftsteller den heiligen Engelbert zum Stifter der Fehmgerichte. Zu wirksamerer Verfolgung der Ketzer soll er diese Gerichte, nach dem Muster der damals aufgekommenen und bestätigten heiligen Inquisition, gestiftet haben. Der geschichtliche Beweis für diese Meinung wird aber vermißt. Berck, Geschichte der Westphäl. Fehmgerichte. Brem. 1815. S. 251.

Glaubigen verkündigt, daß sie sich rüsten sollten, nach zwei Jahren mit dem ruhmreichen Kaiser Friedrich über Meer zu fahren. Wunderbare Naturerscheinungen hatten von jeher die Prediger des Kreuzes unterstützt. Vorstellungen von dem nahenden Weltende, vom tausendjährigen Reiche, dessen Hauptsitz Jerusalem seyn würde, erregten die Geister. Auch unser Dichter hat die Vorboten des heranrückenden Weltgerichtes erkannt, nicht bloß in den Zeichen des Himmels, weit mehr noch in der Verderbniß der Menschen. Es ist höchste Zeit, daß die Christenheit sich aufraffe, die allzu lang im Schlafe lag:

Nun wachet! uns geht zu der Tag,
Vor dem wohl Angst verspüren mag
Ein Jeglichs: Christen, Juden und auch Heiden.
Wir haben der Zeichen viel gesehen,
Daran wir seine Kunft wohl spähen,
Wie uns die Schrift mit Wahrheit kann bescheiden.
Die Sonne hat ihren Schein verkehret,
Untreu' ihren Samen ausgeleeret
Allenthalben an den Wegen.
Der Vater bei dem Kind Untreue findet,
Der Bruder seinem Bruder lüget,
Geistlicher Orden in Kutten trüget,
Der uns zum Himmel sollte stegen.
Gewalt geht aufrecht, gut Gerichte schwindet.
Wohlauf! hier ist zu viel gelegen. (I. 128 a.) 81)

stegen, den Weg weisen oder bahnen. Wohlauf! die Pf. Hds. 357. hat: wol hin! was die Beziehung auf den Kreuzzug noch näher legt.

---

81) Köpke a. a. O. glaubt, daß dieses Gedicht im Jahr

Gewaltiger noch ertönt die mahnende Stimme in nachfolgendem Aufruf:

Ein seltsames Lied ist es, worin der Dichter den En-

Es kommt ein Wind, das wisset sicherliche,
Davon wir Beides hören: singen und sagen.
Der soll mit Grimm erfahr'n alle Königreiche,
Das höre ich Waller und Pilgerime klagen.
Bäume, Thürme liegen vor ihm zerschlagen,
Starken Leuten wehet er die Häupter abe.
Nun sollen wir fliehen hin zu Gottes Grabe!
(I. 103 b.),

erfahr'n, befahren, durchfahren.

1234, also geraume Zeit nach dem Kreuzzuge Friedrichs II., abgefaßt sey. Er deutet nemlich die Untreue des Kindes gegen den Vater auf die Empörung des römischen Königs Heinrich wider seinen Vater, den Kaiser, und die Worte: „Der Bruder seinem Bruder lüget" auf die Feindschaft zwischen Heinrich und seinem jüngern Bruder Konrad. Diese besondre Beziehung ist mir nicht wahrscheinlich. In dem Lied eines späteren Dichters (Müll. Samml. II. Bd. CCCCXLVIII.) kömmt die ähnliche Stelle vor:

Menschenkind, denket daran! —
Es ist in der Welt wohl Schein, daß Endes Tag will kommen. —
Das Kind trauet nicht dem Vater sein
Noch Vater seinem Kinde nicht, das haben wir wohl vernommen.

(Vgl. Reinm. v. Zwet. II. 134 a. 4.) Das Ganze beruht auf bekannten Stellen der Schrift, wie unser Dichter selbst zu erkennen giebt.

geln das Lob versagt, so lange sie nicht kräftiger gegen die Heidenschaft mitankämpfen. (I. 126 a.)

Hinwider läßt er einen Boten Gottes auftreten, an dessen Vogt, den Kaiser, gesendet, um Klage zu führen über die Heidenschaft, die im Lande seines Sohnes schmählich hause. Der Kaiser hat die Erde, Gott das Himmelreich. Jetzt soll der Kaiser dem Herrn Recht schaffen, Gott wird es gegenseitig thun, da wo er Vogt ist, und klagte der Kaiser auch über den Teufel in der Hölle. (I. 135 b.)

Ein andres Gesätz mahnt den Kaiser, Deutschlands innern Frieden zu befestigen und die ganze Christenheit zu sühnen; das verherrliche ihn und mühe die Heiden sehr. Er habe zwiefache Kaisersstärke: des Aares Tugend, des Leuen Kraft; die seyen darum Heerzeichen an dem Schilde 82). Diese zween Heergesellen, wollten sie an die Heidenschaft, was widerstände ihrer Mannheit und ihrer Milde? (Ebd.)

---

82) Der Adler ist das Wappen des Reichs, der Löwe das Hohenstaufische. Dieser ist den altdeutschen Dichtern das Sinnbild des Muthes, der Kraft, jener der Milde, der Freigebigkeit. So bei Reinmar von Zweter, I. 140 b. 146 b. Vgl. Eneidt, V. 12416 f. Beide sind Herrscher im Thierreich. Dem Könige der Vögel ist es vermuthlich als Freigebigkeit ausgelegt worden, daß er, wie man beobachtet hat, zuweilen von seiner Beute nur das Beste verzehrt und, was ihm nicht gut genug ist, den geringern Vögeln überläßt.

Bei all diesem Eifer für die Sache des Kreuzes bleibt doch Walther seinem kaiserlichen Wohlthäter treu ergeben, auch nachdem dieser wegen der gescheiterten Unternehmung im Jahr 1227, von Gregor IX. mit dem furchtbaren Bannstrale gezeichnet ist. Den Kirchenfluch, der auch die Anhänger des Gebannten traf, weist der Dichter unerschrocken von sich ab, indem er dem Pabst entgegenhält, was dieser bei der Krönung des Kaisers den Völkern geboten:

Herr Pabest! ich mag wohl genesen,
Denn ich will euch gehorsam wesen;
Wir hörten euch der Christenheit gebieten,
Wie wir des Kaisers sollten pflegen,
Da ihr ihm gabet den Gottessegen:
Daß wir ihn Herren hiessen und vor ihm knieten.
Auch sollt ihr nicht vergessen,
Ihr sprachet: „wer dich segne, daß der gesegnet sey!
Wer dir fluche, der sey verfluchet
Mit Fluche vollgemessen!“
Durch Gott! bedenket euch dabei,
Ob ihr der Pfaffen Ehre irgend suchet?

(I. 103 a.)

genesen, an meinem Seelenheil unbeschädigt bleiben. wesen, seyn. durch Gott! um Gottes willen.

Von neuem läßt Walther den alten Klausner klagen: daß man die Guten banne und den Uebeln singe. (I. 103 a.) Dem Kaiser aber räth er, unbekümmert um des Pabstes Irrung, dennoch abzufahren 83).

---

83) So kann die Strophe: „Bote, sage dem Kaiser etc.“

Die Willkühr, womit die Bannsprüche erlassen wurden, mußte allerdings ihre Wirkung schwächen. Reinmar von Zweter, der gleichfalls politische Gedichte auf Friedrich II. und Gregor IX. verfaßt hat, unterscheidet den Bann, der mit Gott und nach Gott sey, von demjenigen, worin fleischlicher Zorn stecke. (II. 143 b.) Der Freigedank behauptet, der Bann habe keine Kraft, der durch Feindschaft geschehe (V. 4117 f.); auch ereifert sich dieser Dichter sehr über die Schwierigkeiten, welche den Unternehmungen Friedrichs im heiligen Lande, besonders durch den päbstlichen Bann, in den Weg gelegt worden, und daß man den Kaiser selbst dann nicht vom Banne losgesprochen, nachdem er die heiligen Stätten den Christen wieder zugänglich gemacht. 84)

(I. 103 a.) eingereiht werden. Auch das Gedicht: „Ihr Fürsten, die des Königes ꝛc." (I. 131 a.) betrifft die Kreuzfahrt. Dasselbe ist muthmaßlich schon um 1220 verfaßt, wo Friedrich, noch nicht als Kaiser gekrönt, aber längst mit dem Kreuze bezeichnet, Deutschland verließ.

84) Wo gefuhr eh' Kaiser über Meer
Im Bann und ohne Fürstenheer?
Und ist nun kommen in ein Land,
Da Gott noch Mann nie Treue fand.
(V. 4026 ff.)
Was mag ein Kaiser schaffen,
Seit Christen, Heiden und Pfaffen

Wenn wir Walthers Liedern glauben dürfen, so hat er selbst eine Heerfahrt nach dem heiligen Lande mitgemacht. Entsteht aber die Frage: welchem der verschiedenen Kreuzzüge, die in seine Zeit fallen, er gefolgt sey? so spricht die meiste Wahrscheinlichkeit für den von Friedrich II. im Jahr 1228 unternommenen, von welchem zunächst die Rede war. Daß er nicht im Gefolge Leopolds von Oesterreich in Palästina gewesen, ergiebt sich aus dem Liede, womit er die Rückkehr dieses Fürsten feiert. Auch ist die Kreuzfahrt darum in seine spätere Lebenszeit zu setzen, weil er noch in einem Gedichte, das

---

Streiten g'nug wider ihn?
Da verdürbe Salomons Sinn.
(V. 4046 ff.)

Der Bann und manche Christen
Mit viel manchen Listen
Wollten sie es erwendet (hintertrieben) han.
Nun hat Gott sein Ehre gethan,
Daß Sünder sollen das Grab gesehen.
Das muß ihm ohn' ihren Dank geschehen.
Gott und der Kaiser haben erlost
Ein Grab, das ist aller Christen Trost.
Seit er das Beste hat gethan,
So soll man ihn ausser Banne lan.
Das wollen Römer leichte nicht;
Was ohn' ihren Urlaub Gut's beschicht,
Dem wollen sie keiner Stete jehen,
(keine Dauer zugestehen)
Nun ist das ohn' ihren Dank (gegen ihren Willen) geschehen. (V. 4068 ff.)

offenbar den vorgerückten Jahren angehört, seine Sehnsucht nach der frommen Reise ausspricht. (I. 142 a.)

Ein Kriegsgesang in schöner, volltönender Weise erhebt sich schon wie aus den Reihen des Kreuzheeres, das begeistert nach dem wogenden Meere hinzieht. (I. 125 b.) Aber wirklich auf heiligem Boden stehend zeigt sich uns der Dichter in einem andern Liede. Jetzt erst ist sein Leben ihm werth, seit sein sündig Auge das reine Land sieht und die Erde, der man so viel Ehre zuerkennt. Es ist geschehn, was er stets gebeten, er ist an die Stätte gekommen, wo Gott menschlich wandelte. Was er noch von Ländern gesehen, schönen, hehren und reichen, die Ehre aller ist dieses, wo der göttlichen Wunder so viele geschehen sind. In dieses Land hat auch der Herr jenen angstvollen Tag gesprochen, wo der Waise gerächet wird und die Wittwe klagen mag. Christen, Juden und Heiden sagen, daß dieß ihr Erbe sey. Gott mög' es zu Recht entscheiden, alle Welt streitet darum, aber recht ist, daß er uns gewähre! (I. 104 f.)

Den Christen wurde damals gewährt und groß mag Walthers Freude gewesen seyn, wenn ihm vergönnt war, seinen geliebten Kaiser Friedrich im Tempel des heiligen Grabes mit der Krone von Jerusalem gekrönt zu sehen.

Neunter Abschnitt.

Des Dichters Alter. Seine Religionsansichten. Sein Tod.

Es ist eine Reihe von mehr als dreißig Jahren, durch die wir unsrem Dichter seit den ersten Liedern, denen sich die Zeit ihrer Entstehung nachweisen läßt, d. h. vom Jahr 1198 an, unter dem Fingerzeig der Geschichte gefolgt sind, und schon jene Lieder tragen den Ausdruck männlicher Reife. Wir haben ihn sagen gehört, daß er vierzig Jahre und drüber von Minne gesungen. Sonach ist nicht zu zweifeln, daß er ein ansehnliches Alter erreicht habe.

Wie wenig sein Leben durch äussere Glücksumstände begünstigt war, darüber läßt er sich bald schmerzlich, bald launig vernehmen. Auf letztere Weise in Folgendem:

Frau Sälde theilet rings um mich
Und kehret mir den Rücken zu,
Da kann sie nicht erbarmen sich;

Nun rathet, Freunde, was ich thu'!
Sie steht ungerne gegen mir,
Geh' ich hinfür, ich bin doch immer hinter ihr,
Sie geruhet nicht mich anzusehen;
Ich wollte, daß ihr Aug' an ihrem Nacken stünde,
So müßt' es ohn' ihren Dank geschehen.
(I. 119 a.)

Frau Sälde, Frau Glück, die Segensgöttin. gegen mir, mir zugewendet. ohn' ihren Dank, gegen ihren Willen.

In ähnlichem Tone hat er seinen letzten Willen aufgesetzt. Er will, eh' er hinfährt, sein fahrend Gut und Eigen austheilen, damit Niemand darum streite, dem er es nicht zugedacht. All sein Unglück bescheidet er Jenen, die sich dem Haß und Neid ergeben; seinen Kummer den Lügnern; seinen Unverstand denen, die mit Falschheit minnen; den Frauen: nach Herzeliebe sehnendes Leid. (I. 115 b.)

Eben die Ungunst des Geschickes, womit er vielfältig zu kämpfen hatte, konnte frühzeitig seinen Sinn auf das Höhere lenken. Die manigfachen Erfahrungen einer langen Lebensbahn waren geeignet, ihm die Nichtigkeit der irdischen Dinge aufzudecken. Mit dem vorrückenden Alter sehen wir ihn auch immermehr in das Gebiet ernster und frommer Betrachtung hingezogen. Wenn wir an einem Theile seiner Minnelieder die Wärme der Empfindung vermißten, so finden wir die Heimath seiner tieferen Begeisterung da, wo es von Sachen des Vaterlandes und der Religion sich

handelt. Seit Zeitgenosse Reinmar der Alte ist so sehr Minnesänger, daß er auch noch als Pilgrim seiner Gedanken nicht Meister wird: den Gott, dem er dienen soll, helfen sie ihm nicht so loben, wie er es bedürfte. (I. 72 a.) 85) Unser Dichter dagegen hat mit dem ungetheiltesten Eifer die Sache des Kreuzes ergriffen.

Jetzt, da er sich am Abend seines Lebens befindet, wird es angemessen seyn, eben die religiöse Seite seiner Dichtungen völlig hervorzuheben. Das Irdische schwindet ihm, so wie beim Sinken der Sonne die Thäler sich in Schatten hüllen und bald nur noch die höchsten Gipfel beleuchtet stehen.

Den Vorzug der wahren und daurenden Freuden von den eiteln und flüchtigen bezeichnen nachstehende Lieder:

Ich bin Einer, der nie halben Tag
Mit ganzen Freuden hat vertrieben.
Was ich je daher der Freuden pflag,
Der bin ich hier entblößt geblieben.
Niemand kann hie Freude finden, sie zergeh',

---

85) So gesteht auch Friedrich von Husen: sein Leib wolle gerne fechten gegen die Heiden, aber seinem Herzen liege ein Weib nahe (Man. I. 93 b.); und der von Johannsdorf bittet die Minne, ihn so lange frei zu lassen, bis er die reine Gottesfahrt vollendet habe, dann soll sie ihm wieder willkommen seyn. (I. 176 b.)

Wie der lichten Blumen Schein.
Darum soll das Herze mein
Trachten nach falschen Freuden nimmermeh.
(I. 114 a.)

sie zergeh', sie zergehe denn.

O weh! wir müssigen Leute, wie sind wir versessen
Zwischen zwei Freuden nieder an die jämmerliche Statt!
Aller Arbeit hatten wir vergessen,
Da uns der kurze Sommer sein Gesind' zu werden bat.
Der brachte uns fahrende Blumen und Blatt,
Da trog uns der kurze Vogelsang.
Wohl ihm, der nur nach steten Freuden rang!

Weh geschehe der Weise, die wir mit den Grillen sangen!
Da wir uns sollten warnen gegen des kalten Winters Zeit.
Daß wir viel Dummen mit der Ameise nicht rangen,
Die nun viel würdiglich bei ihren Arebeiten leit!
Das war stets der Welte Streit:
Thoren schalten stets der Weisen Rath.
Man sieht wohl dort, wer hie gelogen hat.
(I. 103 b.)

versessen, falsch gesessen. zwei Freuden, der irdischen und der ewigen. Da uns rc. Als uns der flüchtige Sommer einlud, sein Gefolge zu seyn. fahrende Blumen, vergängliche, unstete, gleich den fahrenden Leuten (Vgl. Man. I. 70 a. 7. I. 170 a. 7.); das Bild entspricht dem obigen Gesinde. Blatt, Blätter. gegen, vor, leit, liegt.

Wie der Dichter dem Minnesang absagt, den er so lange Zeit geübt, wie er von der vergänglichen Minne sich zu der ewigen wendet, ist schon oben gezeigt worden.

In einem Zweigespräche mit Frau Welt (I. 111 b.) nimmt er von dieser seiner bisherigen Pflegerin feierlich Abschied. Sie spricht ihm zu, bei ihr zu bleiben; er soll gedenken, was sie ihm Ehren bot und wie sie ihm seinen Willen ließ. Frau Welt! erwidert er, ich habe zu viel gesogen, ich will entwohnen, es ist Zeit. Gott gebe dir, Frau, gute Nacht! Ich will zur Herberge fahren.

Welt! ich habe deinen Lohn ersehen, — sagt er in einem ähnlichen Gedichte (I. 122 b.) — was du mir giebst, das nimmst du mir. Wir scheiden alle nackt und bloß von dir. Ich hatte Leib und Seele tausendmal gewagt um dich, nun bin ich alt und hast mit mir dein Spiel, und zürn' ich des, so lachest du. Lach' uns noch eine Weile so! dein Jammertag wird bald auch kommen.

Traum und Spiegelglas — heißt es anderswo — gelten bei der Stete dem Winde gleich. Laub und Gras, das stets meine Freude war, dazu Blumen manigfalt, die rothe Heide, der grüne Wald, der Vögelein Sang, der Linde Süssigkeit, haben ein traurig Ende. Den thörichten Wunsch zur Welt, ich sollt' ihn lassen, damit er nicht meiner Seele große Noth bringe. Der Busse wäre hohe Zeit. Nun fürchte ich siecher Mann den grimmen Tod, daß er kläglich über mich komme. Vor Furcht bleichen mir die Wangen. Wie soll ein Mann, der nichts denn sündigen kann, hohen Muth gewinnen? Seit ich an weltlichen Dingen

gen

gen Uebel und Gut zu erkennen begann, griff ich, wie ein Thor, zur linken Hand recht in die Glut und mehrte stets dem Teufel seinen Sieg. Ich war mit sehenden Augen blind und aller guten Dinge ein Kind, wie ich auch meine Missethat der Welt hehlte. Heiliger Christ! mache du mich rein, eh' meine Seele versinke in das verlorne Thal! (I. 141 b.)

Mit tiefschmerzlicher Empfindung ist die Nichtigkeit des Irdischen besonders in dem großen Klaggesange dargelegt, den der Dichter anstimmt, nachdem er in späteren Jahren in das Land seiner Geburt zurückgekommen ist. Alles findet er umgewandelt, er wird an der Wirklichkeit irre, ihm ist jetzt das Leben ein Traum. Lautes Wehe erhebt er über die Verderbniß und den Unbestand der Welt. Er will sich hinüber retten in das Heilige.

O weh! wohin verschwanden alle meine Jahr'?
Ist mein Leben mir geträumet oder ist es wahr?
Das ich stets wähnte, daß es wäre, war das icht?
Darnach hab' ich geschlafen und so weiß ich's nicht.
Nun bin ich erwachet, und ist mir unbekannt,
Was mir hievor war kundig, wie mein' andre Hand.
Leute und Land, dannen ich von Kinde bin geborn,
Die sind mir fremde worden, recht als ob es sey verlorn.
Die meine Gespielen waren, die sind träge und alt,
Bereitet ist das Feld, verhauen ist der Wald,
Nur daß das Wasser fließet, wie es weiland floß.
Fürwahr! ich wähnte, mein Ungelücke würde groß.
Mich grüßet mancher träge, der eh' mich kannte wohl;
Die Welt ist allenthalben Ungenaden voll.

Wenn ich gedenke an manchen wonniglichen Tag,
Die mir entfallen sind, wie in das Meer ein Schlag:
Immermehr o weh!

O weh! wie jämmerlich die jungen Leute thunt,
Denen nun viel trauriglîche ihr Gemüthe stund!
Die können nichts, denn sorgen; o weh! wie thun sie so?
Wo ich zur Welt hinkehre, da ist Niemand froh.
Tanzen, Singen, zergeht mit Sorgen gar.
Nie Christenmann noch sah so jämmerliche Jahr'.
Nun merket, wie den Frauen ihr Gebände staht!
Die stolzen Ritter tragen dörferliche Wat.
Uns sind unsanfte Briefe her von Rome kommen,
Uns ist erlaubet Trauren und Freude gar benommen.
Das mühet mich inniglichen sehr, wir lebten sonst viel wohl,
Daß ich nun, für mein Lachen, Weinen kiesen soll.
Die wilden Vögel betrübet unsre Klage,
Was Wunder ist, wenn ich davon verzage!
Was spreche ich dummer Mann durch meinen bösen Zorn?
Wer dieser Wonne folget, der hat jene dort verlorn
Immermehr, o weh!

O weh! wie uns mit süßen Dingen ist vergeben!
Ich sehe die bittre Galle mitten in dem Honige schweben.
Die Welt ist aussen schöne weiß, grüne und roth,
Und innen schwarzer Farbe finster, wie der Tod.
Wen sie nun verleitet habe, der schaue seinen Trost!
Er wird mit schwacher Buße großer Sünde erlost.
Daran gedenket, Ritter! es ist euer Ding.
Ihr traget die lichten Helme und manchen harten Ring,
Dazu die festen Schilde und das geweihte Schwerdt.
Wollte Gott, ich wäre solches Sieges werth!
So wollte ich nothiger Mann verdienen reichen Sold,
Doch meine ich nicht die Huben, noch der Herren Gold:

Ich wollte selber Krone ewiglichen tragen,
Die möchte ein Söldener mit seinem Speer bejagen.
Möchte ich die liebe Reise fahren über See,
So wollte ich danne singen: wohl! und nimmermehr: o weh!
(I. 141 b. f.)

icht, irgend etwas. **kundig** 2c. bekannt, geläufig, wie der einen Hand die andre. **von Kinde**, von Kindheit auf. **Ungenaden**, Ungunst, Mißgeschick. **Immermehr**, immerfort. **thunt**, thun. **stund**, geworden, beschaffen ist. **zur Welt**, auf der Welt. **unsanfte**, unerfreuliche; die Bannbriefe. **mühet**, betrübet, quälet. **vergeben**, Gift gegeben. **schwacher**, geringer. **euer Ding**, eure Sache. **Ring**, Panzerring. **Huben**, Grundstücke, Lehengüter. **möchte**, könnte. **bejagen**, erjagen, erwerben.

Es kann mit Recht gefragt werden: was, nach der Verschmähung des Irdischen, dem Dichter das Göttliche sey, das ihn entschädige und erhebe?

Das zuletzt ausgehobene Gedicht benennt uns den Kampf nnter der Fahne des Kreuzes. Es ist bemerkenswerth, wie der Dichter, der sonst um das Gold der Fürsten geworben, jetzt, dieses verschmähend, selbst eine Krone, die himmlische, erwerben möchte. Das heilige Land ist ihm die durch Gottes irdischen Wandel verklärte Erde; der Kampf um dieses Land eine höhere Weihe, ein Uebertritt vom Dienste der Welt in den des Himmels; der Tod in diesem Kampfe der geradeste Pfad nach dem Reiche Gottes.

Große Verehrung widmet Walther der Königin der Engel, deren keuscher Leib den umfieng, den Höhe,

Breite, Tiefe, Länge nie umgreifen mochte. (I. 133 a.) 86)

Er theilt diese besondre Verehrung der heiligen Jungfrau mit den andern Dichtern seiner Zeit. Sie hieng selbst mit dem Minnesange zusammen. „Der Welt Hort — sagt Reinmar von Zweter (II. 143 a.) liegt gar an reinen Weiben, ihr Lob, das soll man höhen und treiben; was Gott je erschuf, das übergelten sie, es ward geboren sein selbes Leib von einer Magd, das gab er ihnen zu Steuer." Und es geht wohl aus dieser Ansicht von der höheren Weihe der Frauen hervor, wenn derselbe Dichter meint: „flüchtete sich ein Wolf zu Frauen, man sollte ihn um ihretwillen leben lassen." (II. 152 b.)

Auch über den Kriegsheeren schwebte die heilige Jungfrau. In seinem Kreuzgesange (I. 125 b.) ruft Walther die Königin ob allen Frauen an 87). „St. Marie, Mutter und Magd, unsre Noth sey dir geklagt!" sangen die Heere, wenn sie in die Schlacht zogen. (Horneck, Cap. 440. 682. 83.)

86) So auch Meister Friedrich von Sunnenburg, CCCXCVIII: „Den all die Welt an Breite, an Länge, nicht umgreifen möchte, den umgriff die Reine alleine." Vgl. Rumelant, CCCLXXV. Boppo, II. 233 a. 3.

87) Der von Johannsdorf (I. 174 b.) findet einen gewichtigen Beweggrund für die Kreuzfahrt in der Schmähung der Heiden: daß Gottes Mutter nicht eine Jungfrau sey.

Ein vorzüglicher Grund des Mariendienstes im Mittelalter lag in dem Glauben, daß Gott keine Fürbitte seiner Mutter unerhört lasse. Walther singt: „Nun loben wir die süße Magd, der ihr Sohn nimmer nichts versagt! Sie ist des Mutter, der von Hölle uns löste. Das ist uns ein Trost vor allem Troste, daß man da zu Himmel ihren Willen thut.“ (I. 126 a.). Aus andern Dichtern könnten ähnliche Stellen angeführt werden. So wie aber der Sohn die Mutter erhört, so wird hinwider die Mutter bei dem Namen des Sohnes gemahnt. „Hilf mir durch deines Kindes Ehre, daß ich meine Sünde büsse!“ ruft Walther zu ihr. (I. 133 a.) 88).

Es war sonst schon Anlaß, seine Gedichte mit Gemälden zu vergleichen. Wie zuvor den Kirchenzug des Königs oder den Ausgang einer herrlichen Frau, so stellt er uns jetzt geistliche Bilder auf aus der Geschichte Mariens und ihres göttlichen Sohnes. Besonders schön sind zwei derselben, die Kreuzigung und der Tod Jesu, rührend durch die bloße Darstellung, ohne allen Erguß der Empfindung:

---

88) Schön führt Meister Stolle (III.) dieses aus: wer sie des mahnet, daß sie Christum gebar, dem wird geholfen. Mehr noch ist ihrer Gnaden, wenn sie daran gemahnt wird, wie ihr wehe ward, als sie ihn an das Kreuz schlugen. Wer sie aber der großen Freude mahnt, als ihr Sohn vom Tode aufstand, der machet sich von seinen Sünden bloß.

Sünder! du sollt an die große Noth gedenken,
Die Gott um uns litt, und sollt dein Herz in Reue senken!
Sein Leib war mit scharfen Dornen gar versehret,
Und noch ward manigfalt sein' Marter an dem Kreuze gemehret.
Man schlug ihm dreie Nägel durch Hände und auch durch Füsse.
Jammerlichen weinte Maria, die Süsse,
Da sie ihrem Kinde das Blut aus beiden Seiten fließen sach.
Traurigliche Jesus von dem Kreuze sprach:
„Mutter! ist doch euer Ungemach
Mein zweiter Tod. Johann! du sollt der Lieben Schwere büssen!" (I. 133 a.)

sach, sah. Schwere büssen, Kummer stillen.

Der Blinde sprach zu seinem Knechte: „Du sollt setzen
Den Speer an sein Herze! so will ich die Marter letzen."
Der Speer gegen all der Welte Herren ward geneiget.
Maria vor dem Kreuze trauriglichen Klage erzeiget;
Sie verlor ihr' Farbe, ihr' Kraft, in bitterlichen Nöthen,
Da sie jämmerlich ihr liebes Kind sah tödten
Und Longinus den Speer ihm in sein' reine Seite stach.
Sie sank unmächtig nieder, daß sie nicht hörte und nicht sprach.
In dem Jammer Christe sein Herze brach.
Das Kreuz begunnte sich mit seinem süßen Blute röthen.
(Ebd.)

letzen, endigen. Longinus, der h. Longinus ist, nach der Legende, der Kriegsknecht, welcher die Seite Jesu mit dem Speer öffnete. Von dem niederströmenden Blute soll ein Blinder geheilt worden seyn.

Niemand wird sich wundern, den Dichter in den Vorstellungen seiner Zeit befangen zu finden. Aber auch in freier Bewegung zeigt sich uns derselbe.

Von eigener Aufrichtigkeit ist nachfolgende Beichte:

Viel hochgelobter Gott! wie selten ich dich preise!
Da ich von dir doch beides habe, Wort und Weise,
Wie wag' ich so zu freveln unter deinem Reise!
Ich thu' nicht rechte Werke, noch hab' ich wahre Minne
Zu meinem Nebenchristen, Herre, noch zu dir.
So hold noch ward ich ihrer keinem je, als mir.
Gott Vater und Gott Sohn, dein Geist berichte meine Sinne!
Wie sollt' ich den wohl minnen, der mir übel thut?
Mir muß der immer lieber seyn, der mir ist gut.
Vergieb mir andre meine Schuld! ich will noch haben den Muth.

(I. 131 a.)

Von Walthers freimüthigen Aeußerungen gegen die Priesterherrschaft ist umständlich gehandelt worden. Wenn er zum Kampfe für die Erlösung des heiligen Grabes eifrig ermuntert, so ist er darum nicht eben von blindem Hasse gegen nichtchristliche Mitmenschen beherrscht. „Räche, Herr! — betet er — dich und deine Mutter an denen, die eures Erblandes Feinde sind! Laß dir den Christen gleich wenig gelten, als den Heiden! Du weißt wohl, daß nicht die Heiden allein dich irren, die sind wider dich doch öffentlich unrein; zeige die in ihrer Unreine, die es mit jenen heimlich gemein ha-

ben." (I. 103 a.) 89). Als den Vater aller Menschen erkennt er den Herrn, wenn er ausruft: „Ihm dienen Christen, Juden und Heiden, der alle lebende Wunder nährt." (I. 128 b.) Um Vieles duldsamer und freidenkender, als der Freigedank (V. 481—84.), den es gewaltig verdrießt, daß Gott Christen, Juden und Heiden gleiches Wetter giebt.

Am reinsten aber und über allen Wahn der Zeit erhaben erscheint seine Anbetung da, wo er vor Gott sich niederwirft, als dem Unbegreiflichen, den zu erforschen alle Mühe bei Tag und bei Nacht verloren ist, den keine Predigt und keine Glaubenssatzung erklärt:

Mächtiger Gott! du bist so lang und bist so breit.
Gedächten wir daran, daß wir unsre Arebeit
Nicht verlören! Dir sind beide ungemessen: Macht und Ewigkeit.
Ich weiß an mir wohl, was ein Andrer auch drum trachtet,
Doch ist es, wie es stets war, unsern Sinnen unbereit.
Du bist zu groß, du bist zu klein; es ist ungeachtet.
Dummer Gauch, der daran betaget oder benachtet!
Will er wissen, was nie ward gepredigt noch gepfachtet?
(I. 102 b.)

unbereit, unzugänglich. ungeachtet, unermessen, ungeschätzt. daran betaget oder benachtet, Tag oder Nacht darauf wendet, damit hinbringt. (Vgl. II. 112 a.) gepfachtet, in Satzungen gefaßt, von Pfacht, Satzung, Gesetz.

---

89) Diese Aeußerungen haben wohl dieselbe Beziehung wie die in der Anm. 84. ausgehobenen des Freigedank.

Unsre Blicke sind dem Dichter in das Gebiet des Unendlichen gefolgt und hier mag er uns verschwinden. Es ist uns keine Nachricht von den äußeren Umständen seiner letzten Zeit geblieben, gleich als sollten wir ihn nicht mehr mit der Erde befaßt sehen, von der er sich losgesagt, und von seinem Tode nichts erkennen, als das allmählige Hinüberschweben des Geistes in das Reich der Geister.

Davon jedoch ist Kunde vorhanden, wo seine irdische Hülle bestattet worden. In der Würzburger Liederhandschrift, aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, 90) findet sich die Nachricht, daß Herr Walther von der Vogelweide zu Würzburg zu dem Neuenmünster in dem Grasehofe begraben liege. In einer handschriftlichen Chronik aber ist eine liebliche Sage mit Folgendem aufbewahrt: im Gange des Neuenmünsters, gewöhnlich Lorenzgarten genannt, sey Walther begraben unter einem Baume. Dieser habe in seinem Testament verordnet, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Waizenkörner und Trinken gebe; und, wie noch jetzt zu sehen sey, hab' er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des Neuenmünsters aber habe dieses Vermächtniß für die

---

90) Und zwar in der alten Vorrede zu dem Anm. 56. angeführten Meisterliede des Lupolt Hornburg, Mus. II. 1. S. 22.

Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherrn gegeben werden sollten, und nicht mehr den Vögeln. Im Gange des vorbesagten Gartens, gewöhnlich im **Kreuzgang**, sey von diesem Walther noch Folgendes, in lateinischen Versen, in Stein gehauen, zu lesen: „Der du bei Leben, o Walther, der **Vögel Weide** gewesen bist, Blume der Wohlredenheit! Mund der Pallas! du starbest. Damit nun deine Frömmigkeit den himmlischen Kranz erlangen möge, so spreche, wer Dieses liest: sey Gott seiner Seele gnädig!" 91)

---

91) **Oberthür** in der Schrift, welche Anm. 9. angeführt worden ist, S. 30., giebt diese Stelle mit der Bemerkung, daß **Ignaz Gropp** solche in einer geschriebenen Chronik gefunden habe. Die Stelle, worüber die Recension des **Oberthür'schen** Buches in den **Götting. Gel. Anz.** 1818. S. 2054—56. zu vergleichen, lautet so: In novi monasterii ambitu, vulgo Lorenzgarten, sepultus est *Waltherus* sub arbore. Hic in vita sua constituit in suo testamento, volucribus super lapide suo dari blanda (*blāda?*) et potum; et quod adhuc die hodierna cernitur, fecit quatuor foramina fieri in lapide, sub quo sepultus est, ad aves quotidie pascendas. Capitulum vero N. M hoc testamentum volucrum transtulit in semellas, dari canonicis in suo anniversario, et non amplius volucribus. In ambitu præfati horti, vulgo im Creuzgang, de hoc Walthero adhuc ista carmina saxo incisa leguntur:

Name und Wappen des Dichters mögen zu jener Sage Anlaß gegeben haben.

Der Truchseß von Sankt Gallen betrauert den Tod Walthers auf ähnliche Weise, wie dieser den Tod Reinmars beklagt hat: Uns ist unsres Sanges Meister, den man eh' von der Vogelweide nannte, auf die Fahrt, die nach ihm uns Allen unerlassen bleibt. Was frommet nun, was er eh' der Welt erkannte? Sein hoher Sinn ist worden krank. Nun wünschet ihm um seines werthen, hofelichen Sanges willen, daß sein der süsse Vater nach Gnaden pflege! (Pf. Hds. 357. Bl. 20 b.)

Pascua qui *volucram* vivus Walthere fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os oblivisti,
Ergo quod aureolam probitas tua poscit habere,
Qui legit, hic dicat: Deus istius miserere.

Nach einer neueren Mittheilung im Morgenblatt 1821. Nr. 19. sind diese vier gereimten Hexameter auch in die Würzburger Handschrift, Bl. 212 b., eingezeichnet. (Statt oblivisti heißt es hier besser obiisti, statt poscit steht possit.) Voran stehen die Worte: De milite Walthero dicto von der Vogelweide, sepulto in ambitu novi monasterii Herbip.; in suo epitaphio sculptum erat: etc.

Staatl. Bibliothek Passau

Lal

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Uhland, Ludwig,

Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter

Stuttgart [u.a.] 1822

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 398

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342138-1